This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

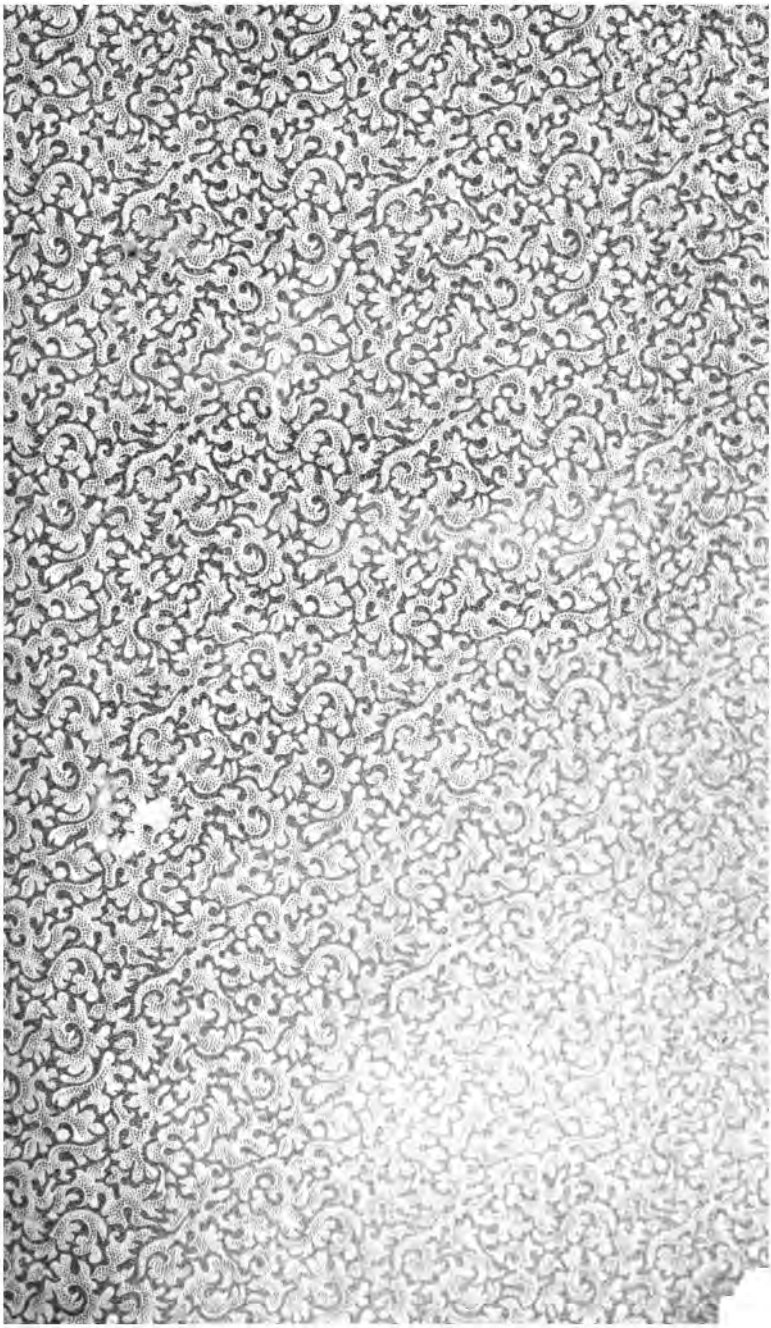
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



838
G6
1827-35
v.46

Goethe's

nachgelassene Werke.

Sechster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Sechs und vierzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Inhalt.

Auswärtige Literatur und Volkspoesie.

I. Altgriechische Literatur.

	Seite
Ueber die Parodie bei den Alten	5
Die tragischen Tetralogien der Griechen	11
Nachlese zu Aristoteles Poetik	16
Plato, als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung	21
Phaeton, Tragödie des Euripides. Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken	29
Zu Phaeton des Euripides	46
Euripides Phaeton, noch einmal	51
Die Bacchantinnen des Euripides	55
Homer noch einmal	61

II. Französische Literatur.

Rameau's Neffe	65
Don Alonzo, ou l'Espagne	85
Oeuvres dramatiques de Goethe	96
Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe par Stapfer	118
Aus dem Französischen des Globe	124
La Guzla, poésies illyriques	131
Le Tasse, drame historique en cinq actes par M. A. Duval	135
Bezüge nach außen	143
Englisches Schauspiel in Paris	147
Französisches Schauspiel in Berlin	151
Histoire de la vie et des ouvrages de Molière	153
Richelieu ou la journée des Dupes, comédie historique par le Mercier	155
Französisches Haupttheater	159
Faust, Tragédie de Mr. de Goethe	165
Elisabeth de France, Tragédie par A. Soumet	170
Perkins Warbeck, Drame historique par M. Fontan	172
Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder	173
Einzelnheiten	174
Le livre des Cent-et-un	181
Die Athenerinnen, große Oper, Poesie von Jouy	193

III. Englische Literatur.

Seite

Byron's Don Juan 205
Manfred, a dramatic Poem by Lord Byron . . 210
Cain, A Mystery by Lord Byron 215
Lebensverhältniß zu Byron 221
Leben Napoleons von Walter Scott 226
The Life of Fredr. Schiller 230
Vorwort zu Schillers Leben aus dem Englischen von T. Carlyle 232
German Romance 254
Wallenstein, from the German of Fr. Schiller . 258
Edinburgh Review und Foreign- und Foreign- Quarterly Review 260
The Foreign Quarterly Review von 1827 . . . 263
Whims and Oddities 268

IV. Italiänische Literatur.

Dante 273
L'Eco, Giornale di Scienze etc. 278

V. Orientalische Literatur.

Toutinameh von Iken und Rosegarten 283
Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande 287

VI. Volkspoesie.

Volkspoesie 291
Fritdiof's Saga 293
Serbische Lieder 300
Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein von Jakob 318
Serbische Gedichte 324
Das Neueste Serbischer Literatur 327
Nationelle Dichtkunst 330
Servian popular poetry, translated by J. Bowring 333
Böhmische Poesie 335
Amazonen in Böhmen 337
Cours de Littérature grecque moderne par Rizo Neroulos 339
Leukothea von C. Iken 353
Neugriechische Volkslieder von Kind 354
Dainos, von Rhesa 356
Spanische Romanzen von Beauregard Pandin . . . 360
Chinesisches 364
Individual-Poesie 368

Auswärtige
Literatur und Volkspoesie.

I.

Altgriechische Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten.

Wie ſchwer es iſt ſich aus den Vorſtellungsarten ſeiner Zeit herauszuarbeiten, beſonders wenn die Aufgabe ſo geſtellt iſt, daß man ſich in höhere, uns unerreichbare Zuſtände verſetzen müſſe, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohl gelungenen Verſuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich mich mit griechiſcher Art und Sinne möglichſt zu befreunden, und mir ſagen zuverläſſige Männer, daß es auch wohl gelungen ſey. Ich will hier nur an den Euripidiſchen Hercules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zuſtande entgegengeſetzt hatte.

In jenem Beſtreben, es ſind nunmehr gerade funfzig Jahre, bin ich immer fortgeſchritten und auf dieſem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelaſſen. Inzwiſchen fand ich noch manche Hinderniſſe, und konnte meine nordiſche Natur nur nach und nach beſchwichtigen, meine deutſche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich

nur als Einlösungs- und Anticipations-Schein sollte angesehen werden.

Höchst verdrießlich war ich daher zu lesen und zu hören: daß über den herrlich überschwenglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrenspoſſe sey gegeben worden. Wie mir aber gelang mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches zurecht zu legen sey hier gesagt, ob es vielleicht auch andern fromme.

Die Griechen, die als geselliges Volk gern sprachen, als Republicaner gern sprechen hörten, waren so an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß sie unbewußt die Redekunst sich eigen gemacht hatten und demgemäß dieselbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieses Element war dem dramatischen Dichter höchst willkommen, der auf einer fingirten Bühne die höchsten menschlichen Interessen vorzuführen und das Für und Wider verschiedener Parteyen, durch Hin- und Wiederreden kräftig auszusprechen hatte. Bediente er sich nun dieses Mittels zum höchsten Vortheil seiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen obgleich imaginären Ernste, so war es ihm für das Lustspiel beinahe noch willkommener: denn indem er die niedrigsten Gegenstände und Handlungen durch hohes Kunstvermögen ebenfalls im großen Styl zu behandeln wußte, so brachte er etwas Unbegreifliches und höchst Ueberraschendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenloſen wendet ſich der Gebildete mit Abſcheu weg, aber er wird in Erſtaunen geſetzt wenn es ihm dergeſtalt gebracht wird, daß er es nicht abweiſen kann, vielmehr ſolches mit Behagen aufzunehmen genöthigt iſt. Ariſtophanes gibt uns hievon die unverwerflichſten Zeugniſſe und man kann das Geſagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künſtliche Rede des gebildeten Ulyſſes hinweiſ't, der doch den Fehler begeht nicht zu denken, daß er mit dem roheſten aller Weſen ſpreche; der Kyklope dagegen argumentirt mit voller Wahrheit aus ſeinem Zuſtande heraus und indem er jenen ganz entſchieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunſt in Erſtaunen geſetzt und das Unanſtändige hört auf es zu ſeyn, weil es uns auf das gründlichſte von der Würde des kunſtreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns alſo bei jenen als Nachſpiel gegebenen heiteren Stücken der Alten keineswegs ein Poſſen- und Fratzen-Stück nach unſerer Art, am wenigſten aber eine Parodie und Traveſtie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verſe verleiten könnten.

Nein! bei den Griechen iſt alles aus Einem Stücke, und alles im großen Styl. Derſelbe Marmor, daſſelbe Erz iſt es das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geiſt der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet ſich keineswegs der parodiſtiſche Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und in's Gemeine verſchleppt, woran wir immer ein Symptom ſehen, daß die Nation die daran Freude hat auf dem Wege iſt ſich zu verſchlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für ſich ſelbſt den Gegenſatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunſt dergeſtalt emporgehoben, daß wir daſſelbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müſſen.

Die komiſchen Masken der Alten, wie ſie uns übrig geblieben, ſtehen dem Kunſtwerth nach in gleicher Linie mit dem tragiſchen. Ich beſitze ſelbſt eine kleine komiſche Maske von Erz, die mir um keine Goldſtange feil wäre, indem ſie mir täglich das Anſchauen von der hohen Sinnesweiſe gibt, die durch alles was von den Griechen ausgegangen hervorleuchtet.

Beiſpiele ähnlicher Art, wie bei den dramatiſchen Dichtern finden ſich auch in der bildenden Kunſt.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lyſippus Zeiten, hat ſich ſo eben, zwey Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felſen niedergelaſſen; ſeine Fittige ſind noch in Thätigkeit, ſein Geiſt unruhig, denn jene beweglich widerſtrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln ſeine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zeichen.

Dagegen hat ſich auf Mauergeſtein ein Kauz niedergeſetzt, die Flügel angeſchloſſen, die Füße und Klauen ſtämmig; er hat einige Mäuſe gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um ſeine Füße ſchlingen, indem ſie kaum noch Zeichen eines piepſend abſcheidenden Lebens bemerken laſſen.

Man denke ſich beide Kunſtwerke neben einander! Hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meiſter im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es iſt ein Parallelismus im Gegenſatz, der einzeln erfreuen und zuſammengeſtellt in Erſtaunen ſetzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Reſultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Creſſida; auch hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern wie oben im Adler und Kauz zwey Naturgegenſtände einander gegenüber geſetzt waren, ſo hier ein zwiefacher Zeitſinn. Das griechiſche Gedicht im hohen Styl, ſich ſelbſt darſtellend, nur das Nothdürftige bringend und ſogar in Beſchreibungen und Gleichniſſen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythiſche Urüberlieferungen ſich gründend; das engliſche Meiſterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umſetzung jenes großen Werkes in's Romantiſch-dramatiſche.

Hiebei dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß dieſes Stück mit manchem andern ſeine Herkunft aus abgeleiteten ſchon zur Proſa herabgezogenen nur halb dichteriſchen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch ſo iſt es wieder ganz Original als wenn das Antike gar nicht geweſen wäre, und es bedurfte wieder einen eben ſo gründlichen Ernſt, ein eben ſo entſchiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Perſönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuſpiegeln, indem einer ſpätern Menſchheit neuere Menſchlichkeiten durchſchaubar vorgetragen werden.

Die tragiſchen Tetralogien der Griechen,

Programm von Ritter Hermann 1819.

Auch dieſer Aufſatz deutet ſeiner Anſicht und Behandlung nach auf einen meiſterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgeſtorbene zu beleben verſteht.

Es kann nicht geläugnet werden, daß man ſich die Tetralogien der Alten ſonſt nur gedacht als eine dreyfache Steigerung deſſelben Gegenſtandes, wo im erſten Stück die Expoſition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleiſtet wäre, im zweyten darauf ſich ſchreckliche Folgen in's Ungeheure ſteigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewiſſe Weiſe irgend eine Verſöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuſchauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlaſſen, nicht ungeſchickt angefügt werden konnte.

Wenn also z. B. im ersten Stück Agamemnon, im zweyten Klytämneſtra und Aegiſth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Mutter-Mörder durch das Atheniſche Oberberufungsgericht losgeſprochen und deßhalb eine große ſtädtiſche ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen ſeyn.

Iſt nun zwar, wie wir eingeſtehen, die griechiſche Mythologie ſehr folgereich und langmüthig, wie ſich denn der umſichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes gränzenloſen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären, ſo kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach immer ſich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden geweſen.

Sollte ſodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen iſt? Sollte er nicht klug zu ſeinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtſinnigen Geſellſchaft zu thun hat? Er gibt lieber ſein Innerſtes auf, als es ſich ganz allein und umſonſt ſauer werden zu laſſen.

Höchſt natürlich und wahrſcheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zuſammenhängenden Inhalt gefordert, alſo nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, ſondern eine

Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In dieſem Sinne mußte nun das erſte Stück groß und für den ganzen Menſchen ſtaunenswürdig ſeyn; das zweyte, durch Chor und Geſang, Sinne, Gefühl und Geiſt erheben und ergötzen; das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Entlaſſung ſo heiter, munter und verwegen ſeyn durfte als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unſeren Zeiten. Die deutſche Bühne beſitzt ein Beiſpiel jener erſten Art an Schillers Wallenſtein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabſichtigt hätte; der Stoff war nicht zu überſehen, und zerfiel dem wirkenden und ſchaffenden Geiſte nach und nach ſelbſt gegen ſeinen Willen in mehrere Theile. Der Empfindungsweiſe neuerer Tage gemäß bringt er das luſtige heitere Satyrſtück: das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortſchreitende Handlung; ſie iſt noch durch Pedanterie, Irrthum, wüſte Leidenſchaft niedergehalten, indeß zarte himmliſche Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu beſänftigen, das Strenge zu löſen trachtet.

Im dritten Stücke mißlingen alle Verſuche der Vermittelung; man muß es im tiefſten Sinne hochtragiſch

nennen, und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig unzusammenhängendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben, und uns die italiänische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation, als Zuschauermasse denken.

So sahen wir eine vollkommen ernste Oper in drey Acten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drey Abtheilungen erschienen zwey Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst; das erste heroisch, das zweyte in's Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Act der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prächtig schloß sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu: denn wir sahen, in etwas mäßigern Verhältnissen, Goldonische dreyactige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abtheilungen vollkommene zweyactige komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit ein-

ander gemein, und doch freute man ſich höchlich, nach dem erſten Act der Komödie, die bekanntbeliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben ſo ließ man ſich, nach dem glänzenden Finale dieſes Singactes, den zweyten Act des proſaiſchen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine muſikaliſche Abtheilung das Entzücken geſteigert, ſo war man doch noch auf den dritten Act des Schauſpiels höchſt begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauſpieler, compromittirt durch ſeine ſangreichen Vorgänger, nahm nun alles was er von Talent hatte zuſammen, und leiſtete, durch die Ueberzeugung ſeinen Zuſchauer im beſten Humor zu finden ſelbſt in guten Humor verſetzt, das Erfreulichſte, und der allgemeine Beifall erſcholl bei'm Abſchluß auch dieſer Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that wie der vierte Abſchnitt der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hauſe zu ſchicken.

Nachleſe zu Ariſtoteles Poetik.

Ein jeder, der ſich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunſt überhaupt, beſonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird ſich einer Stelle des Ariſtoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß ſie ſich über ihre Bedeutung völlig hätten verſtändigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich ſcheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß ſie durch Darſtellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereigniſſe von den genannten Leidenſchaften das Gemüth des Zuſchauers reinigen ſolle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am beſten durch eine Ueberſetzung derſelben mittheilen zu können.

„Die Tragödie iſt die Nachahmung einer bedeutenden und abgeſchloſſenen Handlung, die eine gewiſſe Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgeſonderten Geſtalten, deren jede ihre eigene Rolle ſpielt, und nicht erzählungsweiſe von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid

und

und Furcht mit Ausgleichung ſolcher Leidenſchaften ihr Geſchäft abſchließt.“

Durch vorſtehende Ueberſetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle in's Klare geſetzt zu ſehen, und füge nur folgendes hinzu: wie konnte Ariſtoteles in ſeiner, jederzeit auf den Gegenſtand hinweiſenden Art, indem er ganz eigentlich von der Conſtruction des Trauerſpiels redet, an die Wirkung, und was mehr iſt, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuſchauer vielleicht machen würde? Keineswegs! Er ſpricht ganz klar und richtig aus: wenn ſie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, ſo müſſe ſie mit Ausgleichung, mit Verſöhnung ſolcher Leidenſchaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abſchließen.

Er verſteht unter Katharſis dieſe ausſöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja ſogar von allen poetiſchen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geſchieht ſie durch eine Art Menſchenopfer, es mag nun wirklich vollbracht, oder unter Einwirkung einer günſtigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöſ't werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons, genug, eine Söhnung, eine Löſung iſt zum Abſchluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk ſeyn ſoll. Dieſe Löſung aber, durch einen günſtigen, gewünſchten Ausgang bewirkt, nähert ſich ſchon der Mittelgattung, wie die Rükkehr der Alceſte;

dagegen im Luſtſpiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung ſind, die Heirath eintritt, die, wenn ſie auch das Leben nicht abſchließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abſchnitt macht. Niemand will ſterben, jederman heirathen, und darin liegt der halb ſcherz- halb ernſthafte Unterſchied zwiſchen Trauer- und Luſtſpiel iſraelitiſcher Aeſthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu ſolchem Zwecke benutzt: denn es gibt wohl keine höhere Katharſis als der Oedipus von Colonus, wo ein halbſchuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämoniſche Conſtitution, durch eine düſtere Heftigkeit ſeines Daſeyns, gerade bei der Großheit ſeines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung, den ewig unerforſchlichen, unbegreiflich-folgerechten Gewalten in die Hände rennt, ſich ſelbſt und die Seinigen in das tiefſte unherſtellbarſte Elend ſtürzt, und doch zuletzt noch ausſöhnend ausgeſöhnt, und zum Verwandten der Götter, als ſegnender Schutzgeiſt eines Landes eines eigenen Opferdienſtes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet ſich nun auch die Maxime des großen Meiſters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz ſchuldig, noch ganz ſchuldfrei darſtellen müſſe. Im erſten Falle wäre die Katharſis bloß ſtoffartig, und der ermordete Böſewicht z. B. ſchiene nur der ganz gemeinen Juſtiz entgangen; im zweyten Falle iſt ſie nicht

möglich: denn dem Schickſal oder dem menſchlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzuſchweren Ungerechtigkeit zur Laſt.

Uebrigens mag ich bei dieſem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemiſch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man ſich mit Auslegung dieſer Stelle bisher beholfen. Ariſtoteles nämlich hatte in der Politik ausgeſprochen: daß die Muſik zu ſittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erſt aufgeregten Gemüther wieder beſänftigt würden, und alſo auch wohl andere Leidenſchaften dadurch könnten in's Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Falle die Rede ſey, läugnen wir nicht; allein er iſt nicht identiſch. Die Wirkungen der Muſik ſind ſtoffartiger, wie ſolches Händel in ſeinem Alexandersfeſt durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball ſehen können, wo ein nach ſittiggalanter Polonaiſe aufgeſpielter Walzer die ſämmtliche Jugend zu Bacchiſchem Wahnſinn hinreißt.

Die Muſik aber, ſo wenig als irgend eine Kunſt, vermag auf Moralität zu wirken, und immer iſt es falſch, wenn man ſolche Leiſtungen von ihnen verlangt. Philoſophie und Religion vermögen dieß allein; Pietät und Pflicht müſſen aufgeregt werden, und ſolche Erweckungen werden die Künſte nur zufällig veranlaſſen. Was ſie aber vermögen und wirken, das iſt eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft ſittlichen inneren Ausbildung fortſchreitet, wird empfinden und geſtehen, daß Tragödien und tragiſche Romane den Geiſt keineswegs beſchwichtigen, ſondern das Gemüth und das was wir das Herz nennen, in Unruhe verſetzen, und einem vagen unbeſtimmten Zuſtande entgegenführen; dieſen liebt die Jugend, und iſt daher für ſolche Productionen leidenſchaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unſerm Anfang zurück, und wiederholen: Ariſtoteles ſpricht von der Conſtruction der Tragödie, inſofern der Dichter, ſie als Object aufſtellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeſchloſſen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an ſeiner Stelle ſeine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöſ't, ſo wird dann daſſelbe in dem Geiſte des Zuſchauers vorgehen; die Verwickelung wird ihn verwirren, die Auflöſung aufklären, er aber um nichts gebeſſert nach Hauſe gehen; er würde vielmehr, wenn er aſcetiſch aufmerkſam genug wäre, ſich über ſich ſelbſt verwundern, daß er eben ſo leichtſinnig als hartnäckig, eben ſo heftig als ſchwach, eben ſo liebevoll als lieblos ſich wieder in ſeiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und ſo glauben wir alles, was dieſen Punkt betrifft, geſagt zu haben, wenn ſich ſchon dieſes Thema durch weitere Ausführung noch mehr in's Klare ſetzen ließe.

Plato,

als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch eine Ueberſetzung veranlaßt.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er geſtehen müßte, daß für alle ſeine Brüder eben ſo wie für ihn geſorgt wäre; ein beſonderes Buch, ein beſonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet und auf dieſem allein ſollen alle zum Heil gelangen.

Wie ſehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche ſich einer ausſchließenden Lehre ergeben hatten, wenn ſie auch außer ihrem Kreiſe vernünftige und gute Menſchen fanden, denen es angelegen war, ihre moraliſche Natur auf das vollkommenſte auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch dieſen eine Offenbarung und gewiſſermaßen eine ſpecielle Offenbarung zuzugeſtehen?

Doch es ſey! dieſe Meinung wird immer bei denen beſtehen, die ſich gern Vorrechte wünſchen und zuſchreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Er-

kenntniß ſeiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen, Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So iſt denn auch Plato früher ſchon zu der Ehre eines Mitgenoſſen einer chriſtlichen Offenbarung gelangt, und ſo wird er uns auch hier wieder dargeſtellt.

Wie nöthig bei einem ſolchen Schriftſteller, der bei ſeinen großen Verdienſten den Vorwurf ſophiſtiſcher und theurgiſcher Kunſtgriffe wohl ſchwerlich von ſich ablehnen könnte, eine kritiſche, deutliche Darſtellung der Umſtände unter welchen er geſchrieben, der Motive aus welchen er geſchrieben, ſeyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn lieſ't nicht um ſich dunkel aus ihm zu erbauen, — das leiſten viel geringere Schriftſteller — ſondern um einen vortrefflichen Mann in ſeiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen was andere ſeyn konnten, ſondern die Erkenntniß deſſen was ſie waren und ſind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Ueberſetzer bei uns verdient haben, wenn er zu ſeinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrſcheinliche Lage des alten Schriftſtellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes ſelbſt kürzlich vorgelegt hätte?

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanoniſches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieſer kleine

Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehreren Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; wer philosophirt, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein *auf* etwas, sondern auch *gegen* etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte Etwas, mehr als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln, und dem deutschen Leser bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Uebersetzers seyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platonischen Sokrates, denn so darf man jene phantastische Figur wohl nennen, welche Sokrates so wenig als die Aristophanische für sein Ebenbild erkannte, begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Declamator, der berühmt war wegen seines Vortrags der Homerischen Gedichte und der so eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Diesen Jon gibt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als einen der zwar die Homerischen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch wagt über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr um die

darin vorkommenden Stellen zu erläutern als zu erklären, mehr bei dieſer Gelegenheit etwas zu ſagen, als durch ſeine Auslegung die Zuhörer dem Geiſt des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Menſch ſeyn, der aufrichtig geſteht, daß er einſchlafe wenn die Gedichte anderer Poeten vorgeleſen oder erklärt würden? Man ſieht, ein ſolcher Menſch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu ſeinem Talente gekommen ſeyn. Wahrſcheinlich begünſtigte ihn eine gute Geſtalt, ein glückliches Organ, ein Herz fähig gerührt zu werden; aber bei allem dem blieb er ein Naturaliſt, ein bloßer Empiriker, der weder über ſeine Kunſt noch über die Kunſtwerke gedacht hatte, ſondern ſich in einem engen Kreiſe mechaniſch herumdrehte und ſich dennoch für einen Künſtler hielt und wahrſcheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künſtler gehalten wurde. Einen ſolchen Tropf nimmt der Platoniſche Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erſt gibt er ihm ſeine Beſchränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homeriſchen Detail wenig verſtehe, und nöthigt ihn, da der arme Teufel ſich nicht mehr zu helfen weiß, ſich für einen Mann zu erkennen der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeiſtert wird.

Wenn das heiliger Boden iſt, ſo möchte die Ariſtophaniſche Bühne auch ein geweihter Platz ſeyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernſt iſt den Jon zu

bekehren, ſo wenig iſt es des Verfaſſers Abſicht den Leſer zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon ſollte in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt werden und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beſchämte Rhapſode; denn mit der Poeſie hat das ganze Geſpräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in dieſem Geſpräch, wie in andern Platoniſchen, die unglaubliche Dummheit einiger Perſonen auf, damit nur Sokrates von ſeiner Seite recht weiſe ſeyn könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poeſie gehabt, ſo würde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken ſpricht, beſſer verſtehe, der Wagenführer oder der Rhapſode? keck geantwortet haben: gewiß der Rhapſode, denn der Wagenlenker weiß nur ob Homer richtig ſpricht; der einſichtsvolle Rhapſode weiß ob er gehörig ſpricht, ob er als Dichter, nicht als Beſchreiber eines Wettlaufs, ſeine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epiſchen Dichters gehört nur Anſchauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und alles was ſie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht myſtificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung ſeine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künſten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuſter von der Sohle urtheilen darf, denn der Künſtler findet für nöthig ſubordinirte Theile höhern Zwecken völlig aufzuopfern.

So habe ich ſelbſt in meinem Leben mehr als Einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geſchirr dennoch den Wagen ziehen ſollten. Freilich hatte der Wagenlenker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künſtler hatte auch recht die ſchöne Form ſeines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Dieſe Fictionen, dieſe Hieroglyphen, deren jede Kunſt bedarf, werden ſo übel von allen denen verſtanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunſt aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetiſche Aeußerungen alter und berühmter Schriftſteller, die am Platz wo ſie ſtehen zweckmäßig ſeyn mögen, ohne Bemerkung wie relativ falſch ſie werden können, ſollte man nicht wieder ohne Zurechtweiſung abdrucken laſſen, ſo wenig als die falſche Lehre von Inſpirationen.

Daß einem Menſchen, der eben kein dichteriſches Genie hat, einmal ein artiges lobenswerthes Gedicht gelingt, dieſe Erfahrung wiederholt ſich oft, und es zeigt ſich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenſchaft hervorbringen kann. Man geſteht dem Haß zu daß er das Genie ſupplire, und man kann es von allen Leidenſchaften ſagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbſt der anerkannte Dichter iſt nur in Momenten fähig ſein Talent im höchſten Grade zu zeigen, und es läßt ſich dieſer Wirkung des menſchlichen Geiſtes pſychologiſch nachkommen, ohne daß man nöthig hätte

zu Wundern und ſeltſamen Wirkungen ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug beſäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wiſſenſchaft anbietet, über die es freilich bequemer iſt vornehm hinweg zu ſehen, als das was ſie leiſtet mit Einſicht und Billigkeit zu ſchätzen.

Sonderbar iſt es in dem Platoniſchen Geſpräch, daß Jon, nachdem er ſeine Unwiſſenheit in mehreren Künſten, im Wahrſagen, Wagenfahren, in der Arzneykunde und Fiſcherey bekannt hat, zuletzt doch behauptet daß er ſich zum Feldherrn beſonders qualificirt fühle. Wahrſcheinlich war dieß ein individuelles Steckenpferd dieſes talentreichen aber albernen Individuums, eine Grille, die ihn bei ſeinem innigen Umgang mit Homeriſchen Helden angewandelt ſeyn mochte, und die ſeinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir dieſe und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche ſonſt verſtändiger ſind als Jon ſich hier zeigt? ja wer verbirgt wohl zu unſern Zeiten die gute Meinung die er von ſich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigſte ſey?

Mit wahrer Ariſtophaniſcher Bosheit verſpart Plato dieſen letzten Schlag für ſeinen armen Sünder, der nun freilich ſehr betäubt daſteht, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwiſchen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweiſe nach dem letzten greift und ſich auf eine ſehr verblüffte Art höflich

bedankt, daß man ihn zum Beſten haben wollen. Wahrhaftig! wenn das heiliges Land iſt, möchte das Ariſtophaniſche Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinander ſetzte, was Männer wie Plato im Ernſt, Scherz und Halbſcherz, was ſie aus Ueberzeugung, oder nur discurſive geſagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienſt erzeigen und zu unſerer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit iſt vorbei da die Sibyllen unter der Erde weiſſagten; wir fordern Kritik und wollen urtheilen ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Phaethon,

Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden: durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben in's Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüfst;
Die Gluth des Königs aber wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäfsigt sie.

Dieſs Land benennt ein nachbar-schwarzgefärbtes Volk
Eos die glänzende, des Helios Rossestand,
Und zwar mit Recht, denn rosenfingernd spielt zuerst
An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselscherz.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
Der Tag und Stunden regelnd alles Volk beherrscht,
Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten ausgedehnten Welt.
So sey ihm denn, dem Hausgott unserer Königs-Burg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth.
Auch ich der Wächter ihn zu grüſsen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick,
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Gluth,
Die alles wieder bildet was die Nacht entstellt.
So sey denn aber heute mehr als je begrüſst,
Des Tages Anglanz feiert prächtig heute ja
Merops der Herrscher seinem kräftig einzigen Sohn
Verbindungsfest mit gottgezeugten Nymphenzier;
Deſshalb sich alles regt und rührt im Hause schon.
Doch sagen andere — Miſsgunst waltet stets im Volk —
Daſs seiner Freuden innigste Zufriedenheit
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaëthon
Nicht seiner Lenden sey, woher denn aber wohl?
Doch schweige jeder, solche zarte Dinge sind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier ſcheint der Dichter durch einen Widerſpruch den Widerſpruch der Erſcheinung auflöſen zu wollen; er ſpricht die Erfahrung aus: daß die Sonne das öſtliche Land nicht verſengt, da ſie doch ſo nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die ſüdliche Erde, von der ſie ſich entfernt, ſo glühend heiß beſcheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ocean, ſondern dießſeits am Rande der Erde ſuchen wir den Ruheplatz der himmliſchen Roſſe; wir finden keine Burg wie ſie Ovid prächtig auferbaut, alles iſt einfach und geht natürlich zu. Im letzten Oſten alſo, an der Welt Gränze, wo der Ocean an's feſte Land umkreiſend ſich anſchließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächſter Nachbar zu betrachten, entbrennt für ſie in Liebe; ſie gibt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entſproſſenen Sohn eine einzige Bitte nicht verſagen wolle. Indeſſen wird ſie an Merops, den Herrſcher jener äußerſten Erde, getraut und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im Stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaethon herangewachſen, gedenkt ihn der Vater, ſtandesgemäß, irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verheirathen, der Jüngling aber muthig, ruhm- und herrſchſüchtig, erfährt, zur bedeutenden Zeit, daß Helios ſein Vater ſey, verlangt Beſtätigung von der Mutter, und will ſich ſogleich ſelbſt überzeugen.

Klymene. Phaëthon.

Klymene.

So bist du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaëthon.

Das bin ich nicht, doch einer Göttin soll ich nahn
Als Gatte, dieſs beklemmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte sich des Weibs,
Verkaufend seinen Leib um Morgengift.

Klymene.

O Sohn! soll ich es sagen? dieses fürchte nicht.

Phaëthon.

Was mich beglückt zu sagen, warum zauderst du?

Klymene.

So wisse denn, auch du bist eines Gottes Sohn.

Phaëthon.

Und wessen?

Klymene.

Bist ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Rosse hergestellt erregt,
Geweckt von Eos hochbestimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber bist die liebe Frucht.

Phaëthon.

Wie? Mutter, darf ich willig glauben was erschreckt.
Ich bin erschrocken vor so hohen Stammes Werth,
Wenn dieſs mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.

Kly-

Klymene.

Befrag' ihn selber: denn es hat der Sohn das Recht
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, daſs umarmend er mir zugesagt:
Dir Einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, daſs Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, so log die Mutter dir.

Phaëthon.

Wie find' ich mich zur heiſsen Wohnung Helios?

Klymene.

Er selbst wird deinen Leib bewahren der ihm lieb.

Phaëthon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit sprächst.

Klymene.

O glaub' es fest! Du überzeugst dich selbst dereinst.

Phaëthon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palast
Nahn schon die Dienerinnen, die des schlummernden
Erzeugers Zimmer säubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländischen
Gerüchen des Palasts Eingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greise Vater von dem Schlummer sich
Erhoben und der Hochzeit frohes Fest mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres sprach.

(Beide ab.)

Hier iſt zu bemerken, daß das Stück ſehr früh angeht, man muß es vor Sonnenaufgang denken, und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum ſehr viel zuſammenpreßt. Es ließen ſich hievon ältere und neuere Beiſpiele wohl anführen, wo das Dargeſtellte in einer gewiſſen Zeit unmöglich geſchehen kann und doch geſchieht. Auf dieſer Fiction des Dichters und der Zuſtimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatiſche Zeit- und Orts-Einheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor ſpricht von der Gegend und was darin vorgeht ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall ſingen, wobei es höchſt wichtig iſt, daß ein Hochzeitgeſang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leise, leise, weckt mir den König nicht!
Morgenschlaf gönn' ich jedem,
Greisem Haupt zu allererst.
Kaum noch tagt es,
Aber bereitet, vollendet das Werk.
Noch weint im Hain Philomele
Ihr sanft harmonisches Lied;
In frühem Jammer ertönt
Itys, o Itys, ihr Rufen!
Syrinx Ton hallt im Gebirg,
Felsanklimmender Hirten Musik:

Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildaufjagenden Waidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus;
Am Uferrande des Meers
Tönt des melodischen Schwans Lied.
Und es treibt in die Wogen den Nachen hinaus
Windwehen und rauschender Ruderschlag,
Aufziehn sie die Segel,
Aufbläht sich bis zum mittlen Tau das Segel.
So rüstet sich jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitfest
Mit Gesang zu begehn: denn den Dienern
Schwillt freudig der Muth bei der Herrschaft
Sich fügenden Festen —
Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
Den betend ich sonst ersehnt,
Dafs mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sey vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.
Drum tön', o Weihlied, zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaëthon,
Her schreiten die dreye verbunden! O schweig'
Mein Mund in Ruh'!

Denn Groſses bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin gibt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süſsen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Heil entspriefse,
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dieſs Fest zu weihen beginnen. Drum schweige
jeder Mund!

Leider iſt die nächſte Scene ſo gut wie ganz verloren; allein man ſieht aus der Lage ſelbſt, daß ſie von herrlichem Inhalt ſeyn könnte. Ein Vater der ſeinem Sohne ein feierlich Hochzeitfeſt bereitet, dagegen ein Sohn der ſeiner Mutter erklärt hat, daß er unter dieſen Anſtalten ſich wegſchleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirkſamſten Gegenſatz und wir müßten uns ſehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialektiſch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß wenn der Vater zu Gunſten des Eheſtandes geſprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unſerer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzuſetzen, herausgehoben, ſo paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaëthon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis den Beſitz, an dem er ſo reich iſt, hervorheben und wünſchen daß der Sohn in ſeine Fußſtapfen trete; da könnten wir denn dieſem das Fragment in den Mund legen:

Phaëthon.

Es sey gesagt! den Reichen ist es eingezeugt
Feige zu seyn; was aber ist die Ursach' dess?
Vielleicht dass Reichthum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beſchaffen mag geweſen ſeyn, auf dieſe Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge ſich hier zum Feſtzuge angeſtellt und geordnet, woraus ſchönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge ſelbſt. Wahrſcheinlich hat hier der Dichter nach ſeiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Coſtume ſeiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuſchauers freudig

und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaethon weg, seinen göttlichen eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Weg ist nicht weit, er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen, an welchen die Sonnenpferde täglich heraufstürmen, ganz nah da unten ist ihre Ruhestätte; wir finden kein Hinderniß uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorne Scene war an sich vom größten Interesse, und machte mit der vorhergehenden einen Contrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begründen wie sich selbst, der himmlische muß ihn abhalten sich ihm gleich zu stellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes: wir nehmen an, daß Phaethon hinabgehend mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als er die angespannten Pferde hervorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Uebermäßige, seine Kräfte weit Uebersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht folgendes schließen: die Anerkennung ist geschehen, der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phöbus.

Den Thoren zugesell' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, angebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt ſich muthmaßen daß Euripides nach ſeiner Weiſe das Geſpräch in's Politiſche ſpielt, da Ovid nur menſchliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaëthon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drey aber wohl. Ein einziger Vorſtand iſt der Stadt
Zu ſchwach, ein zweyter auch iſt Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen, daß der Widerſtreit zwiſchen Ein- und Mehrherrſchaft umſtändlich ſey verhandelt worden. Der Sohn ungeduldig zuletzt mag thätlich zu Werke gehn und dem Geſpann ſich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrner, o mein Sohn! den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt.

Es ſcheint Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegeriſche Heldenübungen hingewieſen, wo ſo viel zu thun iſt; ablehnend verſetzt der Sohn:

Phaëthon.

Den ſchlanken Bogen hass' ich, Spieſs und Uebungsplatz.

Der Vater mag ihn ſodann im Gegenſatz auf ein idylliſches Leben hinweiſen

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang; wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus.

So siehst du obenum den Aether gränzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans.

ferner:

So fahre hin! den Dunstkreis Libyens meide doch,
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicher Weise durch ein Bruchstück benachrichtigt wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sey und also einem Boten angehöre.

Angelos.

Nun fort! zu den Plejaden richte deinen Lauf! —
Dergleichen hörend rührte die Zügel Phaëthon
Und stachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, sie flogen zu des Aethers Höh'.
Der Vater aber, schreitend nah dem Seitenroſs,
Verfolgte warnend: dahin also halte dich!
So hin; den Wagen wende dieserwärts!

Wer nun der Bote geweſen, läßt ſich ſo leicht nicht beſtimmen; dem Local nach könnten gar wohl die früh ſchon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn von ihren Felſen zugeſehen, ja ſodann, als die Erſcheinung an ihnen vorbeiſtürmt, zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergibt ſich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung wie die heilige Eheſtandsfeier nun vor ſich gehen ſoll. Erſchreckt wird aber die Menge durch einen Donnerſchlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen ſcheint. Sie erholen ſich obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köſtlichen lyriſchen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Kataſtrophe, daß Phaeton von dem Blitze Zeus getroffen, nah vor ſeiner Mutter Hauſe niederſtürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch ſonderlich geſtört werde, deutet abermals auf einen enggehaltenen, lakoniſchen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Univerſum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicher Weiſe meiſtens erhalten iſt.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den todten Phaëthon).

Erinnys ist's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den todten Sohn! —
O rasch! Ihr hört ja wie der Hochzeit Feiersang
Anstimmend mein Gemahl sich mit den Jungfraun naht.
Fort, fort! Und schnell gereinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden stahl!
O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
Das zu verschliefsen mir alleinig angehört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie hast du mich
Und diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weifs.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, dich singen wir
Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
Bringst süfsen Verein den Jungfrauen,
Herrliche Kypris, allein dir, holde Göttin,
Dank' ich die heutige Feier;
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Denn du hüllst in ätherischen Schleier,
Dafs er leise vereint.

Ihr beide führt
Unserer Stadt grofsmächtigen König,
Ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
Palast zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o gesegneter noch als Könige,
Der die Göttin heimführt,
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
Hoch sich preisen hört!

Merops.

Du geh' voran uns! Führe diese Mädchenschaar
In's Haus und heifs' mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Festgesang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht Hymnen singend um das Haus und Hestia's
Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet seyn mufs — — — — — — —
— — — — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Festchor zu der Göttin Tempel ziehn.

Diener.

O König! eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
Den schnellen Fufs; denn wo des Goldes Schätze du,
Die herrlichen, bewahrest, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegen dringt.
An leg' ich rasch das Auge; doch nicht Flammen sieht's.
Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach,
O eile selbst hinein, dafs nicht Hephästos Zorn

Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palast
Aufloht am frohen Hochzeittage Phaëthons!

Merops.

Was sagst du? Sich denn zu ob nicht vom flammenden
Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!

Diener.

Rein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weifs meine Gattin, oder weifs sie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So geh' ich; denn es schafft aus unbedeutendem
Ursprunge das Geschick ein Ungewitter gern.
Doch du des Feuers Herrin, o Persephone,
Und du, Hephästos, schützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O wehe, weh mir Armen! wohin eilt,
Mein beflügelter Fufs? Wohin?
Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht
Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam geheim.
Nicht mehr verborgen bleibt Zeus Wetterstrahl,
Nicht die Gluth mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.

O Gottgebeugte! Welch ein Jammer stürzt auf dich?
Tochter Okean's
Eile zum Vater hin,
Fasse sein Knie
Und wende den Todesstreich von deinem Nacken!

Merops.

O Wehe! — Weh!

Chor.

O hört ihr ihn, des greisen Vaters Trauerton?

Merops.

O weh! — mein Kind!

Chor.

Dem Sohne ruft er, der sein Seufzen nicht vernimmt,
Der seiner Augen Thränen nicht mehr schauen kann.

Nach dieſen Wehklagen erholt man ſich, bringt den Leichnam aus dem Palaſt und begräbt ihn. Vielleicht daß der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wiſſen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143—149 eingeſchaltete Stelle hierher gehört.

Klymene.

— — — — — — — doch der Liebste mir
Vermodert ungesalbt im Erdengrab.

Zu Phaethon des Euripides.

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles was von diesem edlen Geist- und Zeit-Verwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichsten Productionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restauriren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Riemer, in Jena und Weimar, behülflich durch Uebersetzen und Aufsuchen der noch sonst muthmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen, wie so vielen andern, abgezogen, und ich entschließe mich daher zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also: aus einer Göttlingischen Uebersetzung der von R. Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken,

die der Musgrave'schen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweytem Theil S. 415 hinzugefügt sind, und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drey verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie solches wohl durch Zeichen hätte geschehen können, gesammt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigsteus einigermaßen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit selbst zu zerstücken.

Anfang und Ende sind glücklicher Weise erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten Situationeu zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Osten. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf dessen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene, Phaethon.

Dem Jünglinge widerstrebt's eine Göttin, wie sie ihm beschieden ist, zu heirathen, weil er nicht untergeordnet seyn will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch

er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes ſey; der kühne Jüngling will es ſogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Friſcheſte Morgenfrühe eines heitern Sommertags, Gewerbsbewegung über Land und Meer, leiſe Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeſchäftigkeit.

Herold.

Der die Menge bei Seite weiſ't.

Merops, Phaethon.

Zarteſte Situation, deren Ausführung ſich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdiſche Glück an dieſem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Intereſſe iſt verſchieden ohne ſich gerade zu widerſprechen; der Sohn muß Vorſicht brauchen, daß die Abſicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Verſuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Feſtleute

ſammelt und ordnet ſich wie der Zug vorſchreiten ſoll; dieß gab die ſchönſte Gelegenheit zu theatraliſcher und charakteriſtiſcher Bewegung.

Von hier aus begeben wir uns gern zu dem Raſtorte des Helios.

Helios, Eos.

Die unruhige ſchlafloſe Göttin treibt den Helios auf=

aufzufahren; er verſagt ſich nicht, ihr die morgendlichen Abenteuer mit ſchönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen, wir werden erinnert an den erſten Geſang des Chors.

Helios, Phaethon.

Heftig ſchnelle Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn; letzterer bemeiſtert ſich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palaſt des Merops.

Chor der Feſtleute,

mitten in dem Vorſchreiten der Feſtlichkeit, Donnerſchlag aus heiterm Himmel, Bangigkeit.

Klymene, nächſte Dienerinnen.

Phaethons Leichnam wird gefunden und verſteckt.

Chor der Vorigen.

Hat ſich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops.

Eben dieſe Functionen fördernd.

Diener.

Brandqualm im Hauſe verkündend.

Nächſte Dienerinnen.

Jammer des Mitwiſſens.

Klymene, Leichnam.

Es geſchieht die Beſtattung.

Ein Bote.

Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet was zu wiſſen nöthig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchſt Wünſchenswerthen entdecken und die Lücken authentiſch ausfüllen; ich wünſche Glück denen die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menſchheit und Menſchlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten iſt.

Wie viel ließe ſich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieſes Stückes rühmen und ſagen, da es ohne labyrinthiſche Expoſition uns gleich zum Höchſten und Würdigſten führt, und mit bedeutenden Gegenſätzen auf die naturgemäßeſte Weiſe ergötzt und belehrt.

Euripides' Phaethon, noch einmal.

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen iſt, fügt ſich manches Lebendige daran. Dieß bemerken wir bei jener verſuchten Reſtauration des Euripidiſchen Phaethon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaßen vernehmen laſſen, indem wir die Freunde bitten die fragliche Stelle gefällig vorher nachzuſehen.

Als am Ende des vorletzten Acts, um nach unſerer Theaterſprache zu reden, Phaethon von ſeinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unſere Einbildungskraft auf ſeiner gefährlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternehmen recht in's Auge faſſen, mit Furcht und Entſetzen. In des irdiſchen Vaters Hauſe jedoch gehen die Hochzeitsanſtalten immer fort; ſchon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erſchallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerſchlag, der Sturz des Unglückſeligen aus der Höhe geſchieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben

angeführter Reſtauration wagte man ſchon folgende Vermuthung. „Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein bei heiterm Himmel herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles wieder vorbei wäre: denn ſobald Klymene den todten Sohn verſteckt hat, ja ſogar inzwiſchen fährt der Chor in ſeinem Feſtgeſange fort.“

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von dieſem Philoſophen wird gemeldet: „er habe behauptet die Sonne ſey eine durchglühte Metallmaſſe, *μύδρος διάπυρος*,“ wahrſcheinlich wie der aufmerkende und folgernde Philoſoph ſie aus der Oeffe halbgeſchmolzen unter den ſchweren Hämmern geſehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamoi vorausgeſagt und zwar werde derſelbe aus der Sonne herunter fallen. Daher habe auch Euripides, der ſein Schüler geweſen, die Sonne, in der Tragödie Phaethon, einen Goldklumpen genannt: *χρυσέαν βῶλον*.

Ob uns nun ſchon die Stelle des Tragikers nicht vollſtändig übrig geblieben, ſo können wir doch, indem dieſer Ausdruck ſogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, ſchließen und behaupten, daß nicht ſowohl von der Sonne, ſondern von dem aus ihr herabſtürzenden brennenden Jüngling die Rede ſey.

Man überzeuge ſich, daß Phaethon, den Sonnen-

wagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identisch mit der Sonne gedacht werden müsse; daß ferner Zeus in der Tragödie die unselige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemahlt, zu verhüten, zugleich aber einen enggehaltenen lakonischen Hergang der Tragödie zu begünstigen, mit dem Blitz alsobald drein geschlagen. In der Verflechtung eines solchen Augenblicks ist es gleichlautend ob die Sonne selbst, oder, sich absondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen, oder der wagehalsige Führer als entzündetes Meteor herunterstürze. Höchst willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieses Zweydeutige gewesen seyn um seine Naturweisheit hier eingreifen zu lassen. Dieses Ereigniß war von großem theatralischem Effect und doch nicht abweichend von dem wie es in der Welt herzugehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerschlag nicht irre machen lassen, wenn er sich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen wie das Fragment von Markland (Beck's Ausgabe des Eurip. Thl. II. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von *χρυσέᾳ βάλλει φλογί* hielt und darüber von Porson zu Eurip. Orest 971 belobt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht seyn, weil sich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 58: Celebrant

Graeci Anaxagoram — praedixisse quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorisches und zwar dessen achtem Capitel, spricht bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältniß folgendes aus: es hätten einige der Pythagoräer sie den Weg genannt, die Bahn solcher Gestirne dergleichen bei dem Untergang Phaethons niedergefallen sey.

Hieraus ergibt sich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaethons in Verknüpfung gedacht haben.

Die Bacchantinnen des Euripides.

Semele, Tochter des Thebaiſchen Herrſchers Cadmus, in Hoffnung dem Viel-Vater Zeus einen Sohn zu bringen ward verderbt und aufgezehrt durch himmliſches Feuer, der Knabe Bacchus gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines göttlichen Daſeyns gewürdigt. Auf ſeinen Erdewanderungen und Zügen in die Geheimniſſe des Rhea-Dienſtes bald eingeweiht, ergibt er ſich ihnen und fördert ſie aller Orten, ingeheim einſchmeichelnde Myſterien, öffentlich einen grellen Dienſt unter den Völkerſchaften ausbreitend.

Und ſo iſt er im Beginn der Tragödie von lydiſchen enthuſiaſtiſchen Weibern begleitet in Theben angelangt, ſeiner Vaterſtadt, will daſelbſt als Gott anerkannt ſeyn und Göttliches erregen. Sein Großvater Cadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tireſias ſind der heiligen Weihe günſtig und ſchließen ſich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Cadmus von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widerſetzt ſich den Religions-Neuerungen und will ſammt den Thebanern und Thebanerinnen einen

göttlichen Urſprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar gibt man zu: er ſey ein Sohn der Semele, dieſe aber, eben deßwegen weil ſie ſich fälſchlich als Geliebte Jupiters angegeben, vom Blitz und Feuerſtrahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten lydiſchen Frauen auf das ſchmählichſte; dieſer aber weiß ſich und die Seinigen zu retten und zu rächen, und dagegen Agaven mit ihren Schweſtern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und von begeiſterter Wuth angefacht nach dem ominoſen Gebirg Kithäron, woſelbſt der verwandte Aktäon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten ſie ſich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, ſondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen ſind; Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weiſe gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnſinn getrieben, folgt ihrer Spur, und wird, ſie belauſchend von ſeiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erſchlagen und zerriſſen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrſus geſteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Cadmus, der eben des Sohnes Glieder kümmerlich aus den Gebirgsſchluchten geſammelt hereinbringt, begegnet ſie, rühmt ſich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt das ſie zu tragen wähnt, und verlangt

in ihrem Uebermuth ein groſses Gaſtmahl angeſtellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

Cadmus.

O Schmerzen! gränzenlose, nicht dem Blick zu schaun,
Todtschlag geübt, ein jammervolles Händewerk.
Mag dieſs den Göttern hochwillkommnes Opfer seyn;
Zum Gastmahl aber rufst du Theben, rufest mich.
O weh des Unheils, dir zuerst und mir sodann:
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maſs,
Obschon Verwandte zugeführt dem Untergang.

Agave.

So düster lustlos wird das Alter jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich seyn, nach mütterlichem Vorgeschick,
Wenn er thebaisch-jungem Volke zugesellt
Auf Thiere strebt. Mit Göttern aber liebt er sich
Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie befass' er sich.
Wo ist er denn? wer bringt ihn vor mein Auge her?
O ruft ihn, daſs er schaue mich Glückselige!

Cadmus.

Weh! weh! erfahrt ihr jemals was ihr da gethan;
Schmerz wird euch schmerzen, grimmig! bleibt ihr aber so
Hinfort in diesem Zustand, welcher euch ergriff,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unbeglückt.

Agave.

Was aber ist Unrechtes hier, und Kränkendes?

Cadmus.

So wende mir zuerst dein Auge ätherwärts.

Agave.

Wohl denn! Warum befiehlst du mir hinaufzuschaun?

Cadmus.

Ist er wie immer, oder siehst du Aenderung?

Agave.

Viel glänzender denn sonst, und doppelt leuchtet er.

Cadmus.

So ist ein Aufgeregtes in der Seele dir.

Agave.

Ich weifs nicht was du sagen willst, doch wird es mir
Als ein Besinnen, anders aber als es war.

Cadmus.

Vernimmst mich also deutlich und erwiderst klug?

Agave.

Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach.

Cadmus.

In welches Haus denn kamst du bräutlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Cadmus.

Und welchen Knaben gabst dem Gatten du daheim?

Agave.

Pentheus entsprang aus unser beiden Einigkeit.

Cadmus.

Und wessen Antlitz führst du auf der Schulter hier?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Cadmus.

So blicke grad' auf, wenig Mühe kostet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Cadmus.

Betracht' es nur, und lerne deutlich was es ist!

Agave.

Das gröfste Leiden seh' ich Unglückselige.

Cadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint dir diefs?

Agave.

Nein, nicht! von Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Cadmus.

Bejammert lange, früher als du's anerkannt.

Agave.

Wer tödtet' ihn? wie kam er doch in meine Faust?

Cadmus.

Unsel'ge Wahrheit! wie erscheinst du nicht zur Zeit.

Agave.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Cadmus.

Du, du erschlugst ihn, deine Schwestern würgten mit.

Agave.

Wo aber kam er um? zu Hause, draufsen, wo?

Cadmus.

Von seinen Hunden wo Aktäon ward zerfleischt.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?

Cadmus.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmenden.

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

Cadmus.

Ihr ras'tet, ras'te bacchisch doch die ganze Stadt.

Agave.

Dionysos, er verdarb uns, dieſs begreif' ich nun.

Cadmus.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Homer,
noch einmal.

Es gibt unter den Menschen gar vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen einander entgegengesetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer auf's neue entwickelt. Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß; so nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den frühern Jahrhunderten läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre praktischen Folgen sich sehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu bestimmen und zu bestätigen wußte; neuerlich aber ergibt sich eine größere Versatilität dieser Erscheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwey Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dieß für die wünschenswertheste Erscheinung.

So haben wir z. B. in Beurtheilung alter Schrift-

ſteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchſten Grad der Meiſterſchaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche ſich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuren Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zuſammengefügtes, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgeſtellt haben, abermals freundlich nöthigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter ſeinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichterſinne entquollene Gottesgeſchöpfe vorzuſtellen. Und dieß geſchieht denn auch im Zeitgeiſte; nicht verabredet noch überliefert, ſondern proprio motu, der ſich mehrfältig unter verſchiedenen Himmelsſtrichen hervorthut.

II.

Französische Literatur.

Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahres 1804 vertraute mir Schiller: es ſey ein Manuſcript in ſeinen Händen, ein Dialog Diderots, Rameau's Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göſchen ſey geneigt daſſelbe abdrucken zu laſſen, vorher aber wünſche er, zu Erregung lebhafter Aufmerkſamkeit, eine deutſche Ueberſetzung in's Publicum zu ſenden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, ſeit langer Zeit vor dem Verfaſſer große Achtung hegend, übernahm ſie gern, nachdem ich das Original durchgeſehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich anſehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutſchen Publicum nicht greifen. Die kriegeriſchen Aſpecten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die franzöſiſche Invaſion unräthlich ja unthulich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche, verhinderten das Vorhaben; Schil-

ler verließ uns und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderots an die Sammlung franzöſiſcher Proſaiſten anzuſchließen gedachte, und deßhalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieſes verborgenen Manuſcripts, nach deſſen deutſcher Ueberſetzung man den Inhalt dieſes wunderlichen Werkes umſtändlich anzeigte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder in's Franzöſiſche zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meiſterwerk gelten laſſen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderots würdig, wodurch man es denn doch für ein ſolches erklärte.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erſchien im Jahre 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot, und machte wie billig großes Aufſehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerkſamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt ſich aber damit folgendermaßen:

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Verſuch einer Rücküberſetzung. Der Vicomte de Saur, maître des requêts au Conseil du roi, wie er ſich in einer Sendung an mich unterſchreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Géniés, welche dergeſtalt gelang, daß ſie wagen durften ſie für das Ori-

ginal auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverſtändniſſe, ſo wie eingeſchaltete den Ueberſetzern eigne Stellen, konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug man glaubte eine Zeit lang das Original zu beſitzen, bis endlich durch das entſtandene Aufſehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderots, in der Familie deſſelben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geiſtreichen jungen Männer aber wollten ſich eines literariſchen Frevels nicht bezüchtigen laſſen, und erklärten das wahre Original für untergeſchoben, welches denn zu mancherlei Conteſtationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber Herr Brière wendete ſich an mich in einem Schreiben vom 27 July 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

„Als Herausgeber der vollſtändigen Werke Diderots hab' ich auch einen von Ew. ꝛc. ſelbſt ausgeſprochenen Wunſch zu erfüllen geſucht, indem ich den Neffen Rameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieſes Werk iſt noch nicht öffentlich erſchienen, aber Ihre deutſche Ueberſetzung dieſer merkwürdigen Production iſt ſo treu, wie der Sohn des Colmarſchen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen verſicherte, um darnach Diderots Arbeit originalmäßig wieder herſtellen zu können.

„Indeſſen aber habe ich, um der franzöſiſchen Literatur Diderots Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Ueberſetzung gemacht, ſondern den Abdruck einer Copie veranſtaltet, welche 1760 unter den Augen des

Verfaſſers verfertigt war und welche ich von der Frau Marquiſe Vandeuil, Diderots einziger Tochter, empfing, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxemburg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rücküberſetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randgloſſen zuſendet und, indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zugeſchickt, gar bedeutende Beweiſe von franzöſiſcher Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächſt aber zeigt ſich erſt die Wichtigkeit ſeiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Ueberſetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterey erklärt. An die innern Gründe denkt niemand, man verlangt äußere, man will Diderots Original vorgewieſen haben, und eine würdige Dame ſo gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet ſich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht ſprechen könne: denn was das Hauptoriginal betrifft, ſey es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha, oder an den Prinzen Heinrich von Preußen geſendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich zwiſchendurch erinnern muß, iſt dieß, daß das Manuſcript nicht nach Gotha gekommen ſeyn kann, weil ich bei meinen dortigen beſonders literariſch vertrauten Verhältniſſen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung ausſprechen, ſo iſt das Manuſcript nach Petersburg an Ihro

Majestät die Kaiserin Katharina gelangt, die Copie, nach der ich übersetzte, schien dort genommen und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen:

„Hochgeehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor so viel Jahren den Diderotischen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenschaft übersetzte; so konnte ich demselben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

„Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken hiemit meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Copie sey, wornach ich übersetzt. Schon empfand ich dieß gleich bei'm ersten Lesen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause das französische Werk mit meiner Uebersetzung zusammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich sie weiter darnach ausbilde.

„Eine solche Erklärung scheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen. — Weimar, den 16 October 1823.“

Aus Vorſtehendem erkennt man den großen und unerſetzlichen Schaden, welchen falſche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten; er beſteht darin daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen reinen Leitung bedarf, ſich durchaus an ſolchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewiſſe Originalitäten gerade das Beſſere zu ſich herabziehen, ſo daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Abſurde vom Erhabenen nicht mehr zu ſcheiden iſt.

Wer indeſſen Freude an der franzöſiſchen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen ineinander einſichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preiſen, daß ein ſolches Juwel, als das ſchon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende, ſich doch endlich wieder gefunden hat.

Nunmehr aber halte ich für nöthig etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Ueberſetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Intereſſe, das ich dieſem Dialog bei der erſten Leſung zuwendete, entſprang wohl aus der frühern Bekanntſchaft mit Diderots Werken in dem Augenblick da ſie erſchienen. Die oft genannte und noch jetzt reſpectable Correſpondenz, womit Herr von Grimm ſein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entſtandenen und entſtehenden Werke höchlich geſteigert. Stückweiſe kamen La Religieuse

ſo wie Jacques le Fataliste, in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn dieſe ſich einander folgenden Abſchnitte jener bedeutenden Werke gleich in beſondere Hefte abgeſchrieben und in jenem Kreiſe zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unſre Tagblätter bedienen ſich deſſelben Kunſtſtücks, ihre Leſer von Blatt zu Blatt fortzuziehen und wenn es auch nur der Neugierde wegen geſchähe. Uns aber wurden jene gehaltſchweren Abtheilungen nach und nach zugezählt und wir hatten während der gewöhnlichen Pauſen immer genug zu thun den Gehalt dieſer ſucceſſiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzuſprechen; wodurch wir ſie uns auf eine Weiſe eigen machten, von welcher man in der ſpätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von dieſen Dingen deſto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographiſchen Heften ſchon geſtanden habe, mit der franzöſiſchen Literatur durchaus befreundet worden; weßhalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und geſcholtenen Perſonen nicht fremd waren und mir dadurch dieſe ſehr complicirte Production in heiterer Klarheit vor der Seele ſtand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieſer ſpäten Zeit, ſo konnt' ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutſchen wie mir könnten

gegenwärtig ſeyn. Die Regierungsjahre Ludwigs XV. waren ſchon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zuſtände und Anſichten hervorgebracht; von ſolchen Frechheiten eines müßigen, beſchaulich humoriſtiſchen Lebens, wie ſolches in dem Element der erſten ſechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr ſeyn.

Da man doch aber ältere literariſche Bezüge in ſolchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt ſieht, ſo dachte ich das Entſchwundene dem deutſchen Leſer wieder entgegenzuheben; allein auch dieſe Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und Jahre verſchlangen alles Intereſſe, und auch ohne dieß konnte ein ſolches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anſpruch machen.

Gleicherweiſe unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem ſie heimlich an ihrer Rücküberſetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen laſſen. Sie ſcheinen dieſelben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entſchluß eine Ueberſetzung davon als eines eigenen Werks und dem franzöſiſchen Publicum angemeſſener zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de

France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à développer et à compléter sur plusieurs points importans les idées de l'auteur. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1823.

Dieſes Buch, mit einiger Gunſt angeſehen, kann man wirklich als wohl zuſammengeſtellt gelten laſſen; in einer kurzen Vorrede geben ſie einen allgemeinen Begriff von meinen dichteriſchen und literariſchen Bemühungen, dem ſie einen leichten Abriß meines Lebens folgen laſſen. Meine Noten zu Rameau's Neffen, die ich in alphabetiſche Ordnung geſtellt, haben ſie umgeſetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire ſteht oben an, Diderot und andere intereſſante Menſchen folgen. Ueberſetzungsweiſe, Geſchmack, Muſik kommen zur Sprache.

Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſehr frei, theils auslaſſend, theils paraphraſtiſch, jedoch ungeachtet einer ſolchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen ſie genugſam eingedrungen ſind; deßwegen ſich auch auf dieſe Weiſe der Text, als zuſammenhängend und übereinſtimmend, ganz bequem leſen läßt.

Dagegen haben ſie ſich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald im Einklang, bald in einigem Widerſpruch ſich zu vernehmen gegeben. Bald

laſſen ſie gelten, bald beſtimmen, bald berichtigen ſie; wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieſer Gegenſtände ganz willkommen ſind; deßwegen auch dieſes Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur franzöſiſchen Literatur wie ſie ſich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angeſehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit geweſen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen jeden bei Durchleſung dieſes Bandes intereſſiren, den Brief Voltaire's an Paliſſot wieder zu finden, worin er dieſen wegen des Schauſpiels die Philoſophen, beſtraft: ein bewundernswerthes Beiſpiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich ſich auf's anmuthigſte und heiterſte benehmen kann. Eine Art jedoch die vielleicht niemand als Voltairen gelang, vielleicht auch keine andere Nation ſo gut hätte kleiden können.

Nachdem die franzöſiſche Ueberſetzung des Diderotiſchen Dialogs erſchienen war, fing man an zu zweifeln ob dieſer Neffe Rameau's jemals exiſtirt habe. Glücklicherweiſe fand man in Merciers Tableau de Paris eine Stelle, welche ſein Daſeyn außer Zweifel ſetzt und ſowohl vom Oheim als vom Neffen charakteriſtiſche Züge mittheilt. Auch dieſe fügen wir überſetzt hier bei; es iſt Mercier der ſpricht:

„Ich habe, ſagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, in meiner Jugend Rameau den Muſicus gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeſchrumpften Unterleibes, der, gebückt wie er war, im Palais Royal ſtets ſpazieren ging, die Hände auf dem Rücken verſchränkt, um ſich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Naſe, ein ſpitzes Kinn, Stecken ſtatt der Beine und eine ſchnarrende Stimme. Er ſchien unzugänglichen Humors und nach Art der Poeten ſprach er unſinnig über ſeine Kunſt.

„Man ſagte damals: die ganze muſikaliſche Harmonie ſey in ſeinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerſt. Doch wurden ſie mir von jederman als das non plus ultra der Muſik vordemonſtrirt, ſo daß ich, an mir ſelber irre werdend, mich für dieſe Kunſt verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine ſchlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich nichts, und es wollte mich ſpäter bedünken als hätte ich nicht ſo ganz unrecht gehabt.

„Er konnte Voltairen nie eine Note begreiflich machen und dieſer jenem nie die Schönheit eines ſeiner Verſe, ſo daß, als ſie einſt gemeinſam an einer Oper arbeiteten, ſie faſt handgemein wurden, indem ſie über die Harmonie ſprachen.

„Derſelbige Rameau, eines Tages eine ſchöne Dame beſuchend, erhebt ſich plötzlich von ſeinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schoß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenſter hinaus. Die erſchrockene Dame ruft: was macht Ihr, mein Herr! — Er bellt falſch, ſagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, deſſen Ohr höchlich beleidigt worden.

„Ich habe auch ſeinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war; der in den Kaffeehäuſern lehrte und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genie's, alle edle Selbſtverläugnung, kurz alles Große und Gute was je in der Welt geſchehen, auf das Kauen reducirte. Nach ihm hatte alles das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt als um etwas zwiſchen die Zähne zu bekommen.

„Er predigte dieſe Lehre mit einer ſehr ausdrücklichen Gebärde und einer höchſt mahleriſchen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem ſchönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Geſetze, ſo ſagte er: alles dieſes, vom Marſchall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon, geſchieht bloß um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue und woran man die Geſetze der Maſtication erfülle.

„Eines Tages im Geſpräch ſagte er mir: Mein Onkel der Muſicus iſt ein großer Mann, aber mein Vater, erſt Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr ſollt urtheilen! Er war es, der etwas zwiſchen die Zähne zu bringen verſtand! —

Ich lebte im väterlichen Hauſe mit vieler Sorgloſigkeit, denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu ſeyn. Ich hatte mein zweyundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und mir ſagte: Wie lange willſt du noch ſo in deiner faulen Art hinleben? Seit zwey Jahren erwarte ich Werke von dir. — Weißt du, daß ich in meinem zwanzigſten Jahre gehangen war und einen Zuſtand hatte? —

„Da ich ſehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: das nenne ich einen Zuſtand, gehangen zu ſeyn! Aber wie geſchah es, daß ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?

„Höre, ſagte er, ich war Soldat und marodirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick zu gleiten wie er ſollte, oder vielmehr wie er nicht ſollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelaſſen weil es löcherig war; Huſaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchſchnitten ſie den Strick und ich fiel auf

die Erde. Sie war feucht, die Frische brachte mich wieder zu mir und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke, ich sage zur Frau: Erschrecket euch nicht mich im Hemde zu sehen, mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach. Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.

„Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich schrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiäner; die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweyten zu drey. Jederman tritt herein, wenn er bezahlt.

„Ich verschanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, schnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemahlte; und so war ich fertig, um wechselsweise meine Puppen reden zu lassen, und hinter meiner Tapete zu singen und zu geigen.

„Ich hatte im Präludiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuschauer strömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einst Horaz begeisterte, inspirirte auch deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwey Vorstel-

lungen, und auf dem Zettel nichts von Herabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiserock, drey Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Gränze. Eine kleine Heiserkeit durch das Hängen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

„Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war, und meinen Zustand hatte. — Du bist zwey und zwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, hier sind zwölf Franken und nun packe dich.

„So verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit schneiden, und öffentlich Marionetten spielen, und alles dieß um ihren Mund zu füllen. Die Mastication ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt.

„Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Leyermädchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe dir einen noch größeren Glanz geben wollen durch diese Schatten, die dich umringen.“

So weit Mercier, deſſen Unterredung mit Rameau's Neffen denſelbigen Ton hat wie Diderots Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweiſen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, ſondern ein wirklicher Menſch geweſen ſey, wonach beide Mahler, ohne von einander zu wiſſen, ihr Portrait mit ſo großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals überſehend, ſcheint es mir dem allgemeinen Intereſſe gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des franzöſiſchen Verlegers im Original beizufügen; er verſetzt uns lebhafter in jene Tage, wo dieſe Angelegenheit mit Leidenſchaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futurs vous avez consacrés au culte des muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans stous vos érits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Éditeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le *Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres françaises l'ouvrage de Diderot je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplifica-

tion et n'en a pas moins présenté son livre, comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé, d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un sécrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition *du Neveu de Rameau*, Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre

mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens; dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint-Géniés dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contresens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numeros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts Nro. 68.

Paris le 27 Juillet 1823.

Don Alonzo ou l'Espagne.

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy.

Paris 1824.

Ein merkwürdig hiſtoriſcher Roman! — Dieſe Art Schriften ſtanden ſonſt nicht im beſten Ruf, weil ſie gewöhnlich die Geſchichte in Fabel verwandelten, und unſere hiſtoriſche mühſam erworbene, reine Anſchauung durch eine irrgeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben; man ſucht der Geſchichte nicht ſowohl durch Fictionen als durch die Kraft dichteriſchen Bildens und Darſtellens, zu Hülfe zu kommen, und ſie dadurch erſt recht in's Leben einzuführen. Dieſes iſt nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, ſie durchaus rein hiſtoriſch portraitirt ihrem Charakter gemäß handeln läßt; die Geſtalten der Umgebung ſodann nicht ſowohl erfindet, als zeitgemäß zu bilden verſteht, ſo daß die ſittlichen Eigenſchaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen ſymboliſirt, dieſe aber durch allen Verlauf

und Wechſel ſo durchgehalten werden, daß eine große lebendige Maſſe von Wirklichkeiten ſich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meiſter in dieſem Fache; er benutzte den Vortheil bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverſchollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunſtreich aufzuſtellen, und ſo ſeinen kleinen halbwahren Welten Intereſſe und Beifall zu verſchaffen.

Der nun auftretende Gallier iſt ſchon kühner, er webt und wirkt in den neueſten Zeiten. Wenn er alſo namhafte Perſonen portraitirt, ſo kann ihm die Tagsgeſchichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, ſo laſſen ſich dieſe auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unſere Zeitgenoſſen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein ſo großes Werk wie Alonzo ſeinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine ſehr ſchwierige Arbeit, die unſeres Amtes nicht iſt; früher oder ſpäter im Original oder Ueberſetzung, wird das Werk allgemein geleſen werden. Wie reich ſein Inhalt ſeyn müſſe, ergibt ſich aus folgendem Verzeichniß der von vornherein handelnden Perſonen, das um ſo nöthiger iſt, als im gedrängten Gange des Werks dieſe Geſtalten öfters wiederkommen und ſich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerkſames wiederholtes Leſen uns eine deutliche Vorſtellung von den wechſelſeitigen Einwirkungen verſchaffen kann.

Daher wird jeder Leser gern, wie der Zuschauer eines personenreichen Schauspiels, diesen Anmelde-Zettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Historischer Roman.

Personen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzose, Reisender, tritt 1820 an der Westseite über die spanische Gränze.

Don Geronimo, Alcade von Urdax, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Uraca, dessen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco di Paula, jüngerer Sohn, zum geistlichen Stande bestimmt; einstweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Procurator, ein Dominicaner.

Antonio, Vetturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnifsvoll.

Intendant eingezogener Güter.

Constitutioneller General, Bruder von Donna Uraca, Vater von Pajita.

Mde. Hiriart, Wirthin zu Ainhoa.

Personen des Manuscripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carls III. beginnt, 1788.

Don Louis, entlassener Officier.

Donna Leonor, dessen Gemahlin.

Alonzo. } Kinder.
Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquise von C. Pablo. }

Fray Isidoro, Inquisidor von Mexico.

*

Carl IV, König von Spanien.

Maria Louise, Königin von Spanien.

Prinz von Asturien, Sohn und Thronfolger.

Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Günstling, Beherrscher des Reichs.

*

Enriquez, sonst berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.

Antonio, Vetturin, Grazioso. Siehe oben in der Einleitung.

Fray Aparicio, junger Pfaffe, dessen Bruder.

Commissarius zu Salamanca, Hauswirth des studirenden Alonzo.

Donna Engrazia, Hauswirthin.

Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.

Mariana, Dienstmagd.

*

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluſs.

*

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von R., Gouverneur von Havanna.

Don Carlos, sein ältester Sohn, Gardeofficier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme T., vornehmer Wüstling, Bruder des Don Carlos.

Der Graf von D.

Donna Matea, seine Gemahlin.

Aldouza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Osorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf v. X., Günstling des Günstlings Godoy.

Sor Maria de los Dolores, Aebtissin, Witwe des Bruders vom Marquis von C.

Conducteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo di Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oesterreich gegen die Bourbons gesinnt.

Don Lope, geheimnisvoller Officier, des Prinzen von Asturien Jugendgenosse, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in America belohnt.

Der Prälat Isidoro. Siehe oben Fray Isidoro.

Hiemit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des ersten Theils gelangt; indessen sind die Hauptpersonen doch schon eingeleitet. Wir verlassen unseren Helden in dem Augenblicke da er nach America in eine ehrenvolle Verbannung gesendet wird. Auf diesem Schauplatz der neuen Welt treten neue Personen auf, mit denen sich der Theilnehmer schon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, so findet er sich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung vorstehendes Verzeichniß auszuziehen, um die Schwierigkeiten, auf die man bei'm Lesen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; sie bestehen aber darin, daß vier Personen was ihnen begegnet ist er-

zählen: der Reisende, der Verfasser des Manuscripts von Ainhoa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vortheil hat, sie als gegenwärtig bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn vom Tode Carls des III. 1788 an bis auf den nächst heutigen Tag, durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hintereinander, sondern übereinander geschoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns desto aufmerksamer bei'm Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern und zugleich seine freie Uebersicht über die laufenden Welthändel mit Beifall begrüßen. Wir sehen wie er, als Dichter und Redner, einen jeden für seine Partey und wieder die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt, und mithin die Darstellung der wild-widersprechenden Geister, woraus denn die vielleicht nicht zu schlichtende Verwirrung entspringt, zuletzt redlich vollendet. So wird z. B. anfangs von jederman auf Napoleon gescholten und das Allerschlimmste über ihn ausgesprochen: wie er aber persönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heerführer zum günstigsten.

Daß bei dem Hervortreten eines ſolchen Werkes die franzöſiſchen Journale nicht ſchweigen konnten, läßt ſich denken; der Conſtitutionnel rühmt es unbedingt, das Journal des Debats ergreift eine, der mißwollenden Kritik nicht fremde, Manier den Autor herabzuwürdigen: denn es fordert von dem, der eine ſolche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenſchaften, verſichert das Werk ſey ſchlecht, weil es dieſe Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen ſey es lobenswürdig, das Ganze aber müſſe caſſirt und umgeſchrieben werden.

Nachdem aber nun der Recenſent eine ganze Strecke vorwärts geſchritten, ſo wird er zuletzt wie Bileam ſeinen Fluch mit Segnungen abzuſchließen vom guten Geiſte genöthigt; wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundtexte mit, da, wie uns ein Verſuch belehrt hat, die ſorgfältigſte Ueberſetzung ſich nicht der Klarheit und Entſchiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des mœurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens pré-

cieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein ſolches Zeugniß, das der Parteyſchriftſteller einem von der Gegenſeite zu ertheilen genöthigt iſt, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es auf's höflichſte, doch ſagen wir zugleich: ſo ſchön und bedeutend auch die zugeſtandenen Eigenſchaften ſind, ſo hat der Mann doch das Beſte vergeſſen, denjenigen Vorzug worauf die übrigen alle beruhen. Er überſieht nämlich

die Pietät,

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Perſonen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiſte des Verfaſſers zu ſuchen hat.

Pietät, ein im Deutſchen bis jetzt jungfräulich keuſches Wort, da es unſre Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicher Weiſe bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, ſagt ein edler Vorfahr und geſteht ihr zu, ſie ſey fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns dießmal herauszu-

laſſen, verbeut uns Tag und Platz, deßhalb ſagen wir nur kürzlich ſo viel:

Wenn gewiſſe Erſcheinungen an der menſchlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Böſen, eine Erbſünde zuzuſchreiben, ſo fordern andere Manifeſtationen derſelben: ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und beſonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugeſtehen. Dieſen Quellpunkt, wenn er, im Menſchen cultivirt, zur Thätigkeit, in's Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt ſie ſich von Eltern zu Kindern, ſchwächer von Kindern zu Eltern; ſie verbreitet ihre ſegensvolle Einwirkung von Geſchwiſtern über Bluts-, Stammes- und Landes-Verwandte, erweiſ't ſich wirkſam gegen Fürſten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere und ſomit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; ſie umfaßt alles und indem ihr die Welt gehört, wendet ſie ihr Letztes, Beſtes dem Himmel zu; ſie allein hält der Egoiſterey das Gegengewicht, ſie würde, wenn ſie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menſchen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon ſagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlich-

keit immer nur zu wenig ſagen: deßwegen zeuge der Verfaſſer mit kurzen Worten für ſich ſelbſt:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui aggrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht dieſe heilige Gnade Gottes und der Natur in unſerm Freunde durchdringend lebendig, wie ſollte er als Jüngling zu dem höchſten Reſultat der Lebensweisheit gelangt ſeyn, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erſtaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgeſprochen fanden? Möge ſie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit ſeinem Zuſtande verſöhnen.

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos vœux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Oeuvres dramatiques
de Goethe,

traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et littéraire.

4 voll. in 8.

In dem Augenblick, da der deutſchen Nation die Frage vorgelegt wird, inwiefern ſie eine Sammlung von Goethe's vieljährigen literariſchen Arbeiten günſtig aufnehmen wolle, muß es angenehm ſeyn zu erfahren, wie ſich ſeine Bemühungen einer Nachbarnation darſtellen, welche von jeher nur im Allgemeinen an deutſchem Beſtreben Theil genommen, weniges davon gekannt, das Wenigſte gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen, daß wir Deutſchen gerade wegen dieſes eigenſinnigen Ablehnens auch gegen ſie eine entſchiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekümmert und ſie gegenſeitig nicht zum günſtigſten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neueſten Zeit werden, wenn dasjenige was wir an uns ſelbſt ſchätzten, auch von ihnen anfing geſchätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher,

von

von einzelnen beſonders gewogenen Perſonen, ſondern in einem ſich immer weiter ausbreitenden Kreiſe.

Woher dieſe Wirkung ſich ſchreibe, verdient gelegentlich eine beſondere nähere Unterſuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umſtand hervorgehoben daß Franzoſen ſich entſchieden überzeugten: bei dem Deutſchen walte ein redlicher Ernſt ob, er gehe bei ſeinen Productionen mit dem beſten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht abläugnen; und nun mußte freilich aus einer ſolchen Ueberſicht unmittelbar der reine richtige Begriff entſpringen, daß man eine jede Nation, ſodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derſelben aus und an ihnen ſelbſt zu erkennen, auch was noch mehr iſt, nach ihnen ſelbſt zu beurtheilen habe. Und ſo darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch ſo viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk ſich nach friſchen Quellen umſieht um ſich zu erquicken, zu ſtärken, herzuſtellen, und ſich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, ſondern zu einem lebendigen, ſelbſt noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutſchen richten ſie ihre Aufmerkſamkeit, ſondern auch auf den Engländer, den Italiäner; und wenn ſie Schiller's Cabale und Liebe in drey Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drey

Theatern günſtig aufnehmen; wenn ſie Muſäus Mährchen überſetzen: ſo ſind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimiſch, und ſie wiſſen die Verdienſte Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang den ſie nehmen Acht gibt, ſo möchte die Zeit herannahen, wo ſie uns Deutſche an gründlich freiſinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge ſich dieß ein jeder, den es angeht, geſagt ſeyn laſſen. Wir wenigſtens beobachten genau, was ſie auf ihrem hohen nicht längſt erreichten Standpunkte günſtiges oder ungünſtiges über uns und andere Nachbarnationen ausſprechen. Dieß ſey hinreichend, um eine Recenſion der obengenannten Ueberſetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu leſen iſt ſie Globe 1826. No. 55. 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und ſpätern Wirkungen Werther's in Frankreich charakteriſtiſch bezeichnet, ſodann aber die Urſachen bemerkt und ausſpricht, warum ſeit ſo vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langſamkeit, mit welcher Goethe's Ruf ſich bei uns verbreitete, iſt größtentheils die vorzüglichſte Eigenſchaft ſeines Geiſtes ſchuld, die Originalität. Alles was höchſt original iſt, d. h. ſtark geſtempelt von dem Charakter eines beſondern Mannes oder einer

Nation, daran wird man ſchwerlich ſogleich Geſchmack finden, und die Originalität iſt das vorſpringende Verdienſt dieſes Dichters; ja man kann ſagen, daß in ſeiner Unabhängigkeit er dieſe Eigenſchaft, ohne die es kein Genie gibt, bis zum Uebermaße treibe. Sodann bedarf es immer einer gewiſſen Anſtrengung, um uns aus unſern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Geſtalt vor uns tritt. Aber bei Goethe iſt es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes ſeiner Werke erneuern, denn alle ſind in einem verſchiedenen Geiſte verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, ſo tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannichfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erſchrecken, ausſchließenden Lehrweiſen ein Aergerniß geben; aber dieſe Mannichfaltigkeit des Talents iſt ein Zauber für Geiſter die ſich genug erhoben um es zu begreifen, kräftig genug ſind ihm zu folgen.

„Es gibt Menſchen deren ſtark ausgeſprochener Charakter uns Anfangs in Erſtaunen ſetzt, ja abſtößt; hat man ſich aber ihrer Art und Weiſe befreundet, ſo ſchließt man ihnen ſich an, gerade um der Eigenſchaften willen die uns erſt entfernten. So ſind die Werke unſeres Dichters; ſie gewinnen wenn man ſie kennt, und um ſie zu kennen, muß man ſich die Mühe geben, ſie zu ſtudiren; denn oft verbirgt die Seltſamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter

haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er iſt immer ſo unterſchieden von den andern und von ſich ſelbſt; man erräth oft ſo wenig wo er hinaus will; er verrückt dergeſtalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja ſogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, eben ſo wenig literariſche Vorurtheile haben muß als er ſelbſt; und vielleicht fände man eben ſo ſchwer einen Leſer, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der, wie er, ſie alle unter die Füße getreten hätte.

„Man darf ſich alſo nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich iſt, wo man die Mühe fürchtet und das Studium; wo jeder ſich beeilt, über das zu ſpotten was er nicht begreift, aus Furcht ein anderer möge vor ihm darüber ſpotten; in einem Publicum wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter iſt ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzuſehen, warum es andere ſchön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geiſt nöthig iſt, um den Werth einer fremden Literatur zu ſchätzen, als zu bemerken daß ſie fremd iſt, und das für Fehler zu halten, was ſie von der unſrigen unterſcheidet. Man ſieht ein, daß man ſich ſelbſt verkürzt, wenn man neue Genüſſe der Einbildungskraft verſchmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen,

der Eitelkeit nicht zu verſtehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen.

„Als Goethe ſeine Laufbahn antrat war die Literatur in Deutſchland in einem Zuſtande wie ungefähr jetzt in Frankreich. Man war müde deſſen was man hatte und wußte nicht was an deſſen Stelle zu ſetzen wäre; man ahmte wechſelsweiſe die Franzoſen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien in Erwartung von Meiſterſtücken. Die Verfaſſer dieſer Lehrgebäude rühmten die künftigen Reſultate ihrer Sätze und beſtritten die Hoffnungen entgegenſtehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit welche an den Zorn der beiden Brüder in Tauſend und Einer Nacht erinnert, die ſich eines Tags im Geſpräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden ſollten.

„Goethe, welchen dieſer Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poeſie abgewendet hatte, ward bald durch einen herriſchen Beruf wieder zurückgeführt; und ſogleich beſchloß er den Stoff ſeiner Productionen in ſich ſelbſt zu ſuchen, in dem was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts mahlen als was er geſehen oder gefühlt hatte, und ſo fing für ihn die Gewöhnung an, woran er ſein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama dasjenige zu realiſiren, was ihn erfreut, geſchmerzt, beſchäftigt hatte. Und ſo gedachte er, ſeiner Art die äußern Gegenſtände zu betrachten eine Beſtimmtheit zu geben und ſeine innerlichen Bewegun-

gen zu beſchwichtigen. Dieſes bezeugt er uns ſelbſt, und ſein ganzes literariſches Leben iſt in jenen merkwürdigen Zeilen zuſammengefaßt. Lieſ't man ihn, ſo muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes ſeiner Werke auf einen gewiſſen Zuſtand ſeiner Seele oder ſeines Geiſtes Bezug habe; man muß darin die Geſchichte der Gefühle ſuchen, wie der Ereigniſſe, die ſein Daſeyn ausfüllten. Alſo betrachtet geben ſie ein doppeltes Intereſſe, und dasjenige was man für den Dichter empfindet iſt nicht das geringſte. Und wirklich, was ſollte man intereſſanter finden, als einen Menſchen zu ſehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der ſich mit voller Freiheit dieſer hohen Eigenſchaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Uebergewicht ſeines Geiſtes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel ſeiner Seele aufzuprägen. Welch ein Schauſpiel, einen kühnen Geiſt zu ſehen, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, nur ſeinen eigenen Eingebungen gehorchend! Gibt es wohl etwas Belehrenderes als ſein Beſtreben, ſeine Fortſchritte, ſeine Verirrungen? Aus dieſem Geſichtspunkt verdient unſer Dichter betrachtet zu werden, und ſo werden wir ihn in dieſen Blättern beſchauen, bedauernd daß ihr Zweck unſre Studien über ihn nur auf ſeine Theaterſtücke beſchränkt hat und daß die Gränzen eines Journals uns nöthigen ſein Leben nur oberflächlich zu ſkizziren.“

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recenſent das körperliche und ſittliche Mißgeſchick und die daraus entſtandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die ſich hart und niedrig in den Mitſchuldigen, edler und freier im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Fauſt manifeſtirt:

„Die Unbilden welche der erſten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düſtere Niedergeſchlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemiſche Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutſchen Jugend durch Verbreitung Shakſpeare's veranlaßt. Eine ſchwere Krankheit trat noch zu dieſer verdrießlichen Sinnesart hinzu, woraus ſie vielleicht entſtanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in ſolchen Leiden, wie die erſten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele die ſich ſelbſt ſucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe ſie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat der ihr gemäß iſt. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Myſticismus ſich zum Zweifel wendend, wandelbar in ſeinen Studien, ſeine Neigungen ſelbſt zerſtörend, gereizt durch die Geſellſchaft, erdrückt durch die Einſamkeit; weder Energie fühlend zu leben noch zu ſterben: ſo war er in eine ſchwarze Traurigkeit gefallen, einen ſchmerzlichen Zuſtand, aus dem er ſich erſt durch die Darſtellung des Werther befreite, und der ihm den erſten Gedanken an Fauſt eingab.

„Aber indeſſen das wirkliche Leben wie es die gegenwärtige Societät beſtimmt und geordnet hat, ihn durch ſein ganzes Gewicht erdrückte, freute ſich ſeine Einbildungskraft, in jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daſeyns klar vorlag, das Leben ſtark und einfach. Es ſchien dem melancholiſchen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harniſch des Kriegsmannes gelebt hätte, beſſer in der feſten Burg des Ritters; er träumte ſich das alte Deutſchland mit ſeinen eiſernen Männern und rohen freiſinnigen abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothiſcher Gebäude, beſonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter das er vermißte. Die Geſchichte welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand ſchrieb, bot ihm das Muſter das er ſuchte und gewährte ihm den Grund ſeiner Dichtung. Und ſo entſtand in ſeinem Kopfe das Werk, das Deutſchland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte.

„Götz von Berlichingen iſt ein Gemählde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des ſechzehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erſt die Abſicht hatte es auszubilden und in Verſe zu bringen, entſchied ſich ſolches in dem Zuſtand wie wir es beſitzen herauszugeben. Aber jeder Zug iſt ſo richtig und feſt, alles iſt mit ſo großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu ſehen, wo einige Meißelhiebe dem Künſtler zureichten,

um ſeinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinſehen will, findet daß im Götz kein Wort ſey das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei die große Geſtalt des hinſterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann ſagen: das Mittelalter ſey eigentlich der Held dieſes wunderlichen Drama's; man ſieht es leben und handeln, und dafür intereſſirt man ſich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in dieſem Götz mit der eiſernen Hand; hier iſt die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieſer Epoche; ſie ſpricht durch den Mund dieſes Individuums, vertheidigt ſich durch ſeinen Arm, unterliegt und ſtirbt mit ihm.“

Nachdem der Recenſent den Clavigo beſeitigt und mit möglichſter Artigkeit das Schlimmſte von Stella geſagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter in die Welt, in's Geſchäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewiſſen mittlern Uebergangszuſtand verweilt, im geſelligen Umgang die düſtere Rauhheit ſeiner Jugend verliert, und ſich unbewußt zu einer zweyten Darſtellungsweiſe vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben ſo viel Ausführlichkeit als Geneigtheit in folgendem behandelt:

„Eine Reiſe nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmoſphäre, die ſchwer und trüb gewiſſermaßen auf ihm laſtete, wie ſie einen kleinen deutſchen Cirkel um-

wölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo verſetzt, empfand er die ganze poetiſche Energie ſeiner erſten Jahre. Den Stürmen entronnen die ſeine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis der ſie zu verengen ſtrebte, fühlte er ſich zum erſtenmal im Beſitz aller ſeiner Kräfte und hatte ſeitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an iſt er nicht bloß entwerfend, und, wollte man auch ſeine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, ſo wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poeſie wie in der Mahlerey den Künſtler am ſicherſten mißt, ſtets für vollkommen zu halten ſeyn.

„Nach dem Bekenntniß aller Deutſchen findet ſich dieſes Verdienſt im höchſten Grade in zwey Stücken, welche ſich unmittelbar auf dieſe Epoche ſeiner Laufbahn beziehen, in Taſſo nämlich und Iphigenien. Dieſe beiden Stücke ſind das Reſultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man ſie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern des Zarteſten und Allerfeinſten was in dem Geiſte des deutſchen Dichters ſich entwickeln mochte. So wird im Taſſo ein geiſtreicher Dialog angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unſerm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Perſonen,

ihre ideelle Beziehung, der Typus den eine jede darstellt; man fühlt daß er dieß nicht allein in der Geschichte von Ferrara gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen die er von Hause mitbrachte, um sie in den poetischen Zeiten des Mittelalters und unter dem sanften Himmel von Italien zu verschönern. Mir scheint die Rolle des Tasso gänzlich bestimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, sich selbst zum Raube gegeben, an einem Worte sich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung festhält, sich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe; genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Eben so zeigt sich Jean Jacques in seinen Reverien, und so hatte der Dichter sich lange gefunden, und mir scheint, er selbst spricht aus dem Munde des Tasso, und durch diese harmonische Poesie hört man den Werther durch.

„Iphigenie ist die Schwester des Tasso; diese beiden haben eine Familienähnlichkeit, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß sie beide zu gleicher Zeit geschrieben sind und zwar unter dem Einfluß des italiänischen Himmels. Da er aber in Iphigenien, statt der Stürme eines kleinen Hofes, die majestätischen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu schildern

hatte, und, anſtatt der Qualen des Wahnſinns der Einbildungskraft, das Schickſal und die Furien, hat er ſich zu einer gröſsern poetiſchen Höhe erhoben. In dieſem Werk, welches die Deutſchen und der Autor ſelbſt für das vollendetſte ſeiner dramatiſchen Compoſitionen halten, verhüllen ſich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig chriſtlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es wäre unmöglich dieſe verſchiedenen Elemente harmoniſcher zu verbinden. Es ſind nicht nur die äuſsern Formen der griechiſchen Tragödie mit Kunſt nachgeahmt, der Geiſt der antiken Bildkunſt, in durchaus gleichem Leben, beſeelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorſtellungen des Dichters. Dieſe Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernſthaft darüber tadeln, daſs er ſich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl iſt der Charakter des Alterthums ihren Werken genugſam eingedrückt, aber hat auch der eine dort die Eiferſucht der Phädra gefunden, der andere die evangeliſche Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unſer Dichter nun hat wie ſie gehandelt, es war keineswegs in ſeiner Art, ſich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergeſſen; er hat von der antiken Muſe ſich eindringliche Accente zugeeignet; aber um den Grundſinn ſeiner Geſänge ihm einzuflöſsen waren

zwey lebendige Muſen unentbehrlich: ſeine Seele und ſeine Zeit.

„Egmont ſcheint mir der Gipfel der theatraliſchen Laufbahn unſers Dichters; es iſt nicht mehr das hiſtoriſche Drama wie Götz; es iſt nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie: es iſt die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemählde der Lebensſcenen das mit der Wahrheit des erſtern das einfach Grandioſe der zweyten verbindet. In dieſem Werke, geſchrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menſchlichen Lebens dargeſtellt, wie ihm ſolches aufzufaſſen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entſchiedene Leidenſchaft, der Süßigkeit des Daſeyns edel genießend, mit Lebensluſt dem Tode entgegengehend: dieß iſt Egmont, der Held des Dichters.

„Nun gibt es aber ein Werk unſres Dichters, nicht nur keinem ſonſt vorhandenen vergleichbar, ſondern auch abgeſondert von ſeinen eigenen zu betrachten. Es iſt der Fauſt, die ſeltſame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Weſen jedes Ranges vortreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geiſtern der Finſterniß, von dem Menſchen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungeſtalteten Geſchöpfen, welche, wie Shakſpeare's Caliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr ſcheußliches Daſeyn verdanken konnten. Ueber dieſes ſonderbare Werk wäre

gar sehr viel zu sagen; man findet der Reihe nach Musterstücke jeder Schreibart: von dem derbsten Possenspiel bis zur erhabensten lyrischen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menschlichen Gefühle, von den widerwärtigsten bis zu den zärtlichsten, von den düstersten bis zu den allersüßesten. Indem ich mich aber von dem historischen Standpunkt, auf welchen ich mich beschränke, nicht entfernen darf und nur die Person des Dichters in seinen Werken suchen mag, so begnüge ich mich, den Faust als den vollkommensten Ausdruck anzusehen, welchen der Dichter von sich selbst gegeben hat. Ja, dieser Faust, den er in seiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, dessen Vorstellung er mit sich durch alle die Aufregungen seines Lebens trug, wie Camoëns sein Gedicht durch die Wogen mit sich führte: dieser Faust enthält ihn ganz. Die Leidenschaft des Wissens und die Marter des Zweifels, hatten sie nicht seine jungen Jahre geängstigt? Woher kam ihm der Gedanke, sich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unsichtbare Mächte sich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten stürzten und die ihn sogar eine Religion erfinden machten? Diese Ironie des Mephistopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menschen ein so frevles Spiel treibt, ist dieß nicht die verachtende, spottende Seite des Dichtergeistes; ein Hang zum Verdrießlichseyn, der sich bis in die früheſten Jahre seines

Lebens aufſpüren läßt; ein herber Sauerteig für immer in eine ſtarke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Perſon des Fauſt beſonders, des Mannes, deſſen brennendes unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch ſolches genießen kann; der ſich unbedingt hingibt und ſich mit Mißtrauen beobachtet; der den Enthuſiasmus der Leidenſchaft und die Muthloſigkeit der Verzweiflung verbindet: iſt dieß nicht eine beredte Offenbarung des geheimſten und erregteſten Theiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild ſeines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebſte Figur Margaretens hinzugeſellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu ſeyn glaubte, deren Bild ihn immer umſchwebte und jeder ſeiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt hat. Dieß himmliſche Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens contraſtirt bewundernswürdig mit der ſinnlichen und düſtern Aufſpannung des Liebhabers, den in der Mitte ſeiner Liebesträume die Phantome ſeiner Einbildungskraft und der Ueberdruß ſeiner Gedanken verfolgen, mit dieſen Leiden einer Seele, die zerknirſcht aber nicht ausgelöſcht wird, die gepeinigt iſt von dem unbezwinglichen Bedürfniß des Glücks und dem bittern Gefühl, wie ſchwer es ſey es zu empfangen und zu verleihen.

„Da der Dichter niemals etwas ſchrieb, ohne daß man gewiſſermaßen den Anlaß dazu in irgend einem

Capitel ſeines Lebens finden könnte, ſo treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, oder auch Erinnerungen derſelben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnißvolle Schickſal des Caglioſtro, und ſeine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann dieſen wunderbaren Mann nicht loslaſſen, bis er ihn dramatiſch geſtaltet, um ſich ſelbſt gleichſam ein Schauſpiel zu geben. So entſtand der Groß-Cophta, welchem das berüchtigte Abenteuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Bei'm Leſen dieſer übrigens ſehr unterhaltenden Komödie erinnert man ſich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der iſt den er entwickelt; wir ſehen einen enttäuſchten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler ſo wie die geſchickte Marktſchreierey des Meiſters darſtellt, und zwar wie ein Mann der die eine getheilt und die andere nahe geſehen hat. Man muß geglaubt haben, um ſo treffend über das zu ſpotten woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der franzöſiſchen Revolution wird man keine überſichtliche Würdigung dieſes großen Ereigniſſes erwarten, vielmehr nur einen Beleg wie ſich die augenblicklichen Einflüſſe deſſelben in des Dichters Geſichtskreis lächerlich und widerwärtig darſtellten. Dieſen Eindruck hat er auf eine ſehr heitere Weiſe im Bürgergeneral feſtgehalten.

„Jery und Bätely, anmuthige Skizze einer Alpen-

land-

landſchaft, iſt als eine Erinnerung einer Schweizerwanderung anzuſehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindſamkeit, ein Poſſenſpiel in Ariſtophaniſcher Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er ſelbſt in Gang gebracht hatte. Dieſes Stück iſt eins von denen welche zu der, nach meiner Denkweiſe wenigſtens, ſehr übertriebenen Meinung der Frau von Stael Anlaß gegeben. Dieſer trefflichen Frau, welche ſonſt über unſern Dichter einige bewundernswürdig geiſtreiche Seiten geſchrieben hat, und die ihn zuerſt in Frankreich durch einige freie Ueberſetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Stael ſieht in ihm einen Zauberer dem es Vergnügen macht, ſeine eigenen Gaukeleyen zu zerſtören, genug, einen myſtificirenden Dichter, der irgend einmal ein Syſtem feſtſetzt, und nachdem er es gelten gemacht, auf einmal aufgibt, um die Bewunderung des Publicums irre zu machen und die Gefälligkeit deſſelben auf die Probe zu ſtellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem ſo leichtſinnig hinterhaltigen Gedanken ſolche Werke wären hervorzubringen geweſen. Dergleichen Grillen können höchſtens Geiſtesſpiele und Skizzen des Talents veranlaſſen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde ſehr verwundert ſeyn, wenn aus einer ſolchen Quelle etwas ſtark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenſpiegeleyen geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß

der Dichter in allem was er hervorbrachte, ſeiner innern Regung gefolgt ſey, wie in allem was er mahlte, er das nachbildete was er geſehen oder empfunden hatte. Mit ſehr verſchiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengeſetzteſten Zuſtände hindurchgehen und ſie natürlich in ſehr von einander unterſchiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindſamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz ſchrieb, er wohl lächeln konnte, wenn er an dieſe Verletzung ausſchließlicher Theorien dachte, an die Beſtürzung in welche er jene Menſchen werfen würde, die in Deutſchland gewöhnlicher ſind als anderwärts, und immer eine Theorie fertig haben, um ſie an ein Meiſterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole: ein ſolches Vergnügen kann wohl ſeine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben; die Quelle war in ihm, die Verſchiedenheit gehörte den Umſtänden und der Zeit.

„Um nun die dramatiſche Laufbahn unſers Dichters zu beſchließen, haben wir von Eugenien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erſte Abtheilung allein erſchienen iſt. Hier gehören die Perſonen keinem Land an, keiner Zeit, ſie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeiſterin. Die Sprache übertrifft alles was der Dichter vollkommenes in dieſer Art geleiſtet hat. Aber es ſcheint, wenn man die natürliche Tochter lieſ't, daß der Dichter

kein Bedürfniß mehr empfinde ſich mitzutheilen, und im Gefühl, daß er alles geſagt habe, nunmehr aufgibt ſeine Gefühle zu mahlen, um ſich in Erdachtem zu ergehen. Man möchte ſagen, daß er müde, das menſchliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beſchränkte und die er nach Belieben zurechte rücken könnte.

„Alſo zurückſchauend finden wir, daß der Dichter ſeine dramatiſche Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfängt, durch eine falſche Dichtart, ohne ſich viel aufzuhalten, durchgeht, wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochſinn dargeſtellt wird; nun erhebt er ſich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche ideeller als ſeine erſten Verſuche noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und ſich in das Reich der Phantaſien begibt. Es iſt wunderbar dieſer Einbildungskraft zuzuſehen, die ſich erſt ſo lebhaft mit dem Schauſpiel der Welt abgibt, ſodann ſich nach und nach davon entfernt. Es ſcheint, daß die Freude an der Kunſt mit der Zeit ſelbſt über das Gefühl dichteriſcher Nachahmung geſiegt habe, daß der Dichter zuletzt ſich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel als in dem Reichthum einer lebendigen Darſtellung. Und genau beſehen iſt die Form im Götz noch nicht entwickelt, ſie herrſcht ſchon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter iſt ſie alles.

„Dieß iſt die Geſchichte des Theaters unſers Dichters, und ſtudirte man ſeinen Geiſt in andern Dichtarten die er verſucht hat, würde man leicht auf den verſchiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unſern angedeutet haben, entſprechen; man würde Werther Götz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtſchaften würden ſehr gut als Gegenſtück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethe's literariſchen Lebensgang als Reflex ſeines innern ſittlichen Lebens, ſo wird man einſehen, daß zu deſſen Verſtändniß nicht eine Ueberſetzung einzelner Stücke erforderlich geweſen, ſondern das Ganze ſeiner theatraliſchen Arbeiten; man wird fühlen, welches Licht dadurch über dieſen Theil ſeiner Bemühungen und ſeiner übrigen Werke fallen müſſe. Dieß iſt der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weiſe erreicht; er hat in einer geiſtreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichſten Ereigniſſe des Lebens unſeres Dichters geſammelt und zuſammengereiht, in Fragmenten aus ſeinen Memoiren und in einer Anzahl Ueberſetzungen ſeiner kleinen Gedichte; dieſe Mittel erhellen und vervollſtändigen ſich wechſelsweiſe. Ihm iſt man in dieſer Sammlung die Ueberſetzung des Götz, Egmont und Fauſt ſchuldig, drey Stücke des Dichters, welche am ſchwerſten in unſere Sprache zu übertragen ſind; Herr

Stapfer hat ſich jedoch talentvoll in dieſem Falle bewieſen: denn indem er zwiſchen die Nothwendigkeit etwas fremd zu ſcheinen und die Gefahr inexact zu ſeyn ſich geſtellt fand, ſo hat er muthig das erſte vorgezogen; aber dieſer Fehler, wenn es einer iſt, ſichert uns die Genauigkeit, welche alle die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Ueberſetzer fordern, die Phyſiognomie und Charakter des Autors überliefert zu ſehen. Die übrigen Theile der Ueberſetzung ſind nach denſelben Principien durchgeführt, und der Platz in unſern Bibliotheken iſt dieſem Werke angewieſen zwiſchen dem Shakſpeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante.“

Notice

sur

la vie et les ouvrages de Gœthe.

par

Albert Stapfer.

Die dem ersten Theile jener Ueberſetzung meiner dramatiſchen Werke vorgeſetzte Notiz, meine Lebensereigniſſe und ſchriftſtelleriſche Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieſer Gelegenheit auch nicht außer Acht laſſen. Hier gab es mancherlei zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinſten, über Menſchenweſen und Geſchick. Das Gewebe unſeres Lebens und Wirkens bildet ſich aus gar verſchiedenen Fäden, indem ſich Nothwendiges und Zufälliges, Willkürliches und Rein-Gewolltes, jedes von der verſchiedenſten Art und oft nicht zu unterſcheiden, durcheinander ſchränkt.

Die eigenthümliche Weiſe, wie der Einzelne ſein vergangenes Leben betrachtet, kann daher niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick ſonſt nicht genügte, ſo genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Ab-

ſchluß am Ende mit unſern Wünſchen meiſtens nicht übereinſtimmt, ſo ſcheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem ſonderlichen Werth: wie denn gerade dadurch die weiſeſten Menſchen verleitet wurden auszuſprechen: daß alles eitel ſey.

Der Biograph an ſeiner Stelle iſt, als Dritter, gegen den Mann dem er ſeine Aufmerkſamkeit widmete, entſchieden im Vortheil: er hält ſich an das Reſultat wie es im Ganzen erſcheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgeloſe Handeln, forſcht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Beſondere unentdeckt bleibt, ſo leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles was ſittlich genannt wird gibt es eben ſo ſichere Deutezeichen als für das was wir durch ſinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu ſchauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu ſondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborner Tact und unausgeſetzte leidenſchaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünſche daß meine Freunde obgedachte Notiz leſen mögen. Hie und da wiſſen ſie es anders, hie und da denken ſie anders, aber ſie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare ſich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner iſt merkwürdig, wie er auf dieſem Wege zu gewiſſen Anſichten über ſeinen Gegen-

ſtand gelangte, die denjenigen in Verwunderung ſetzen der ſie vor allen andern hätte gewinnen ſollen, und dem ſie doch entgangen ſind, eben weil ſie zu nahe lagen.

Jene Recenſion, deren Auszug wir oben mitgetheilt, ſind wir, wie es ſich ergibt, eben dieſen Bemühungen ſchuldig. Recenſion und Notiz ſind übereinſtimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchſt bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden mich mit mir ſelbſt, meinem Geleiſteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Verſäumten zu beſchäftigen.

Zu einer Zeit wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort ſich kreuzen, iſt einem jeden Strebſamen höchſt nöthig ſeine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Literator alle Urſache jede Kleinkrämerey aufzugeben und ſich in der großen Welt des Handelns umzuſehen. Der deutſche Schriftſteller darf es mit Behagen, denn der allgemeine literariſche Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerſt von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er ſich ringsumher über die Gränzen verbreitete.

Fänd' ich Raum zu einer Fortſetzung, ſo würd' ich deſſen erwähnen was die Herren Stapfer, Fauriel, Gui-

zot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun ſchon dreyßig Jahre dauernde Conflict zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone, Milano 1825. Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter, wie ſie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weiſ't ſodann auf unſer, am Hochgericht um des Rades Spindel, bei Mondenlicht tanzendes luftiges Geſindel hin, wobei er ſich freilich ſehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte ſich Carl Tedaldi-Fores. Er ſchrieb Meditazioni Poetiche, Cremona 1825, ein Gedicht von größerem Umfang, deſſen Inhalt jedoch nicht leicht in's Enge zu bringen iſt. Der Verfaſſer behandelt nicht unglücklich die moderne Anſicht von Umfaſſung eines weiteren Kreiſes menſchlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wiſſen, und vermag die Argumente der Partey zu der er ſich bekennt, obwohl etwas düſter, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Monti ſteht auf der Seite der griechiſchen Mythologie und alſo jener Dichtkunſt welche dahin ſtrebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Geſtalt und Form

dargebracht werde, ſo daß ſie ſich daran als an einem Wirklichen beſchäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner geſunder Menſchheit, welche ſich in verſchiedenen abgeſonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darſtellen ſoll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit beſtimmten und unbeſtimmten Geſtalten aller Art nach freiem Willen gebaren, ſowohl ein gebildetes als ein ungebildetes Geſchlecht befriedigen, beſonders aber dem, was der Deutſche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartigen Menſchen übereinkommen, d. h. alſo der Humanität ganz eigentlich zuſagen ſolle.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit ſeyn: denn die Alten haben ja auch unter beſtimmten Formen das eigentlich Menſchliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchſten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Geſtalten der dichteriſchen Figuren vermannichfaltige und ſich alſo dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein paar tauſend Jahre erweiterter Geſichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünſchen für eine umſtändlichere Ausführung, um beiden Parteyen ihre Vortheile nachzuweiſen, endlich aber zu zeigen, wie

eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Classiker, daß die Götter zur Phrase werden; die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt charakterlos erscheinen; wodurch sie sich denn beide im Nichtigen begegnen.

Aus dem Franzöſiſchen des Globe.

„Mythologie, Hexerey, Feerey, was iſt denn für ein Unterſchied zwiſchen dieſen drey Worten? Stellen ſie nicht dieſelbe Sache, nur unter verſchiedenen Geſtalten vor? und warum ſollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reiferen Jahren bedienten ſie ſich noch immer gern dieſes Mittels zu rühren und zu gefallen, ob ſie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane; die Deutſchen ihre Bezauberungen und Hexenmeiſter. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen verſehn, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieſes Bedürfniſſes anerkannt und dieſen empfundenen Mangel durch blaue Mährchen zu erſetzen getrachtet, die ganz gerüſtet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten; iſt man dadurch berechtigt diejenigen zu verachten, welche, reich

an eignem Vermögen, damit zu wuchern beſchäftigt ſind? Und Magie gegen Magie, ſo ſcheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl ſolcher Mährchen werth ſind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geſchaffen waren. Aber Dame Schlendriane entſcheidet ganz anders. Einer wird die drey verwünſchten Kugeln mit dem Gewicht ſeiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilenſtiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anſtößiges haben. Und ich wiederhole: Dieſe Hexerey, die man bei uns ſo lächerlich finden will, was iſt ſie denn, als die Mythologie des Mittelalters; und im Grunde, hat man denn Urſache, die eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

„Aber wendet man ein, an Mythologie ſind wir gewöhnt und Zauberey iſt uns faſt unbekannt. Sey es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unſrer Urtheile ſeyn dürfte. Freilich war es alſo, als die Nationen bei ſich ſo zu ſagen eingepfercht waren; da ließe ſich begreifen: alles was ein Volk damals von ſeinen Begriffen, ſeinem Glauben entfernte, mußte regellos erſcheinen. Ein jedes hatte nur Ein Wahres, Ein Gutes, Ein Schönes, das ihm eigen gehörte; und die unbedeutendſten Dinge, einmal unter dieſe Rubriken geordnet, betrachteten ſie als unwandelbar entſchieden. Freilich war dieſes die natürliche Folge jenes Zuſtan-

des, und niemanden fiel ein, ſich deßhalb zu beſchweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einſtimmende Bewegung die Völker alle Hinderniſſe beſeitigen und ſich wechſelsweiſe zu nähern ſuchen; heut zu Tage, wo die Nationen geneigt ſind, eine durch die andere ſich beſtimmen zu laſſen, eine Art von Gemeinde von gleichen Intereſſen, gleichen Gewohnheiten, ja ſogar gleichen Literaturen unter ſich zu bilden: da müſſen ſie, anſtatt ewige Spöttereyen unter einander zu wechſeln, ſich einander aus einem höhern Geſichtspunkte anſehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem ſie ſich ſo lange herumdrehten, herauszuſchreiten den Entſchluß faſſen.

„Es gibt Engländer, die nur auf's feſte Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchſtäblich wie bei ihnen geſchieht. Kaum begreifen ſie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie ſie. Am Freitage ſich mit Faſtenſpeiſen begnügen, ſcheint ihnen widerwärtiger Aberglaube; am Sonntage zu tanzen ein abſcheulich Scandal. Sie ſtolziren über ihre Borkünſte und entrüſten ſich von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln engliſcher Façon ſchmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Caravinen, als ſie in London gewohnt ſind. — Iſt das nicht, meine Freunde, völlig die Geſchichte der Claſſiker?

„Dieſe Betrachtungen möchten vielleicht zu ernſthaft

ſcheinen für den Gegenſtand worauf ſie ſich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern, wie der Freiſchütz, die Rede wäre, ſo hätten wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir beſtreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke und ein Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, wie Goethe's Fauſt, kann ihm nicht entgehen. Gibt es nicht viele Menſchen, welche bei dem Gedanken eines Bündniſſes mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieſer erhabenen Production? Sie begreifen nicht, wie man über eine ſolche Unwahrſcheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch ſind es dieſelbigen, welche ſeit ihrer Jugend den Agamemnon ſeine Tochter opfern geſehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie ſie auf geflügeltem Wagen nach den allerſchrecklichſten Beſchwörungen davonfliegt. Glauben ſie denn mehr an das Eine als an das Andere? oder könnte die Gewöhnung, dieſe zweyte Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft ſiegen? Und ſo würde denn das Mädchen von Orleans, begeiſtert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und, indeſſen ſie Caſſandra's ahnungsvollen Prophezeyungen aufmerkſam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, ſie empören, wenn man ſie mit den Farben darſtellte, womit die gleichzeitige Geſchichte ſie geſchmückt hat.

„Glücklicherweiſe jedoch werden dieſe Geſinnungen

nicht durchgehen; und, wie bequem es auch ſeyn mag dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu ſehen, ſo finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umſichtig und klar genug werden muß, um über die Gränze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja, dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Geſtalt es ſich darſtellt.“

Bemerkung des Ueberſetzers.

Wenn uns Deutſche in jedem Fall intereſſiren muß, zu ſehen wie ein geiſtreicher Franzos gelegentlich in unſere Literatur hineinblickt, ſo dürfen wir doch nicht allzu ſtolz werden über das Lob, was man uns dorther von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unſerer Literatur iſt jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Claſſicismus noch im Streit liegen, da wir uns ſchon ſo ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meiſtens wiſſen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längſt errungenen Vortheile weislich im Auge, ſo dürfen wir uns an der Leidenſchaftlichkeit unſerer Nachbarn, welche mehr fordern und zugeſtehen, als wir ſelbſt, gar wohl ergötzen, erbauen und unſrer unbeſtrittenen Vorzüge genießen. Laſſen wir uns ferner von den Einzelnheiten in

oben.

oben genannter Zeitschrift nicht hinreißen, so ist es höchst interessant, eine Gesellschaft gebildeter, erfahrner, kluger, geschmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Capiteln beizustimmen braucht, um von ihren Einsichten Vortheil zu ziehen: wie sich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechische Mythologie als höchst gestaltet, als Verkörperung der tüchtigsten reinsten Menschheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels- und Hexenwesen, das nur in düstern ängstlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft sich entwickeln und in der Hefe menschlicher Natur seine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt seyn, auch aus einem solchen Element Stoff zu seinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er sich auf keine Weise wird verkümmern lassen. Und so haben auch jene freisinnigen Männer, uns zu Vortheil und Vergnügen, solchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man sonst völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte.

Daher fügt sich denn, daß die Stapferische Uebersetzung meines Faust neu abgedruckt und, von lithographirten Blättern begleitet, nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr De Lacroix beschäftigt, ein Künstler, dem man ein entschiedenes Talent nicht abläugnet; dessen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Conceptionen, das

Getümmel ſeiner Compoſitionen, die Gewaltſamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits ich keineswegs billigen will. Deßhalb aber iſt er eben der Mann, ſich in den Fauſt zu verſenken und wahrſcheinlich Bilder hervorzubringen, an die niemand hätte denken können. Zwey Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon ſtellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeiſtürmenden Geſellen dar, wo, bei aller der entſetzlichen Eile, Fauſt's ungeſtüme neugierige Frage und eine ruhig abweiſende Antwort des Böſen gar wohl ausgedrückt ſind; der andere, wo der in Auerbach's Keller auf den Boden ſtrömende Höllenwein flammend aufſchlägt und eine ſehr charakteriſtiſch bewegte Geſellſchaft von unten mit ängſtlichen Lichtern und Widerſcheinen ſichtbar macht.

Beide Blätter ſind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geiſt, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrſcheinlich gelingen dem Künſtler die übrigen wilden ahnungsvollen und ſeltſamen Situationen gleichfalls, und wenn er ſich dem Zärtern auf irgend eine Weiſe zu fügen verſteht, ſo haben wir ein wunderſames, in jenes paradoxe Gedicht harmoniſch eingreifendes Kunſtwerk nächſtens zu erwarten.

La Guzla,

poésies illyriques.

Paris 1827.

Eine bei'm ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematische Erscheinung.

Es ist noch nicht lange her, daß die Franzosen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewisse Rechte innerhalb des ästhetischen Kreises zugestanden haben. Es ist gleichfalls erst kurze Zeit, daß sie sich in ihren Productionen auch ausländischer Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneuste und Wundersamste möchte denn doch seyn, daß sie sogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch untergeschobene Werke, auf die angenehmste Weise, zum Besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, sodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und auf's Neue

an dem gewandten Talent erfreuen, das zu ſolchen ernſten Scherzen ſich geneigt erwies.

Denn gewiß, man kann ſeinen Antheil an einer ausländiſchen Dicht- und Sinnesart nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſich derſelben durch Ueberſetzen und Nachbilden anzunähern ſucht.

Wir wurden aufmerkſam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte ſpaniſche ſchauſpieleriſche Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit ſo liebenswürdig zum Beſten hatte. Auch blieben deßhalb angeſtellte Nachforſchungen nicht unbelohnt: dieſe Gedichte ſollten dalmatiſchen Völkerſchaften abgehorcht, beſonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanowich angehörig ſeyn.

Es hat von jeher in der Kunſt dieſer fromme Betrug gegolten, daß wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortſetzungen, zweyte Theile, oder ſonſtig Angeſchloſſenes, Aufſehn erregen, Zuſtimmung gewinnen wollte und dadurch ein erſt getäuſchtes Publicum zu einem höhern Grad von Kennerſchaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht ſich nicht die Freude, die Cavineiſchen Arbeiten zu ſammeln, um an der täuſchenden Nachbildung ſein Gefühl für die Originale immer mehr zu ſchärfen?

Herr Merimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und sogar ersuchen, uns mit dergleichen eingeschwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, auf's Neue zu ergötzen.

Auch er gehört zu den jungen französischen Indepenbenten, welche sich eigne Pfade suchen, wovon die seinen wohl mit zu den anmuthigsten zu zählen sind, weil er nichts festsetzen, sondern ein schönes heiteres Talent an Gegenständen und Tonweisen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieser Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten: der Dichter vermeidet im heitern und Helden-Styl mit seinen Vorgängern zu wetteifern; statt jene derbe, mitunter grausame, ja grausenhafte Thätigkeit gewaltig darzustellen, ruft er, als ein wahrer Romantiker, das Gespensterhafteste hervor; schon seine Localitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erscheinen häufig kurz Verstorbene drohend und erschreckend, Vorgesichte beängstigend, als Gestalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus mit allem seinem Gefolge, die schädlichen Einwirkungen eines bösartigen Auges, wovon die gräulichsten, mit doppeltem Augenstern, höchlich gefürchtet

werden, genug, die allerwiderwärtigsten Gegenstände. Doch müssen wir bei allem dem unserm Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keine Mühe gespart, in diesem Kreise einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erschöpfen trachtete.

Le Tasse,

drame historique en cinq actes,

par M. Alexandre Duval.

Ein auf dem Théâtre français, der erſten und eine entſchiedene Oberherrſchaft behauptenden Bühne, vorgeſtelltes, mit Beifall erwidertes, neues Stück erregt die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation, und die ſämmtlichen Journaliſten verfehlen nicht, jeder in ſeiner Art, davon Rechenſchaft zu geben. Man geſteht, daß dieſe Production eine Nachbildung des Goethe'ſchen Taſſo ſey; nur über den Werth und das Verhältniß dieſer beiden Bearbeitungen iſt man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt ſich darüber folgendermaßen aus:

„Das deutſche Stück iſt kalt und ohne Intereſſe; es enthält eine Folge geiſtreicher Geſpräche, in welchen die romanhafteſten Geſinnungen entwickelt und mit Kunſt entfaltet ſind, deren Eintönigkeit uns aber ganz unerträglich ſcheint. Es iſt eine ſittlich weiner-

liche Salbaderey (du marivaudage en larmes), doch bemerkt man ſehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Taſſo ausnimmt, den der Verfaſſer als eine Art Beſeſſenen (maniaque) vorgeſtellt hat. Die Scene, in welcher Taſſo einen mißgünſtigen Hofmann herausfordert iſt ſehr ſchön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung iſt gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetiſchen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Taſſo, als Held dieſes Drama's, iſt völlig entſtellt, wir ſehen nicht mehr den begeiſterten Dichter, deſſen Einbildungskraft die heroiſchen Geſtalten Tancred's und Rinald's erſchuf, ihn der durch ſeinen Muth und die Schönheit ſeines Genie's gleich bekannt war. Hier iſt es ein verdrießlicher kranker Geiſt, der überall nur Feinde ſieht, unfähig ſich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunſt des Fürſten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundſchaft anruft. Freilich erniedrigt ſich Taſſo auf dieſe Weiſe nur in augenblicklichem Wahnſinn, aber mit dieſem Zug endigt der Deutſche ſein Schauſpiel. Kurz es iſt uns, wir bekennen, unmöglich geweſen, ſeinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwicklung zu finden.

„Herr Duval iſt viel beſſer begeiſtert und beſonders viel kühner. Taſſo wird von Eleonoren geliebt;

er hat zwey Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erſcheint, welchem aber die Prinzeſſin verlobt iſt, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eiferſüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überraſcht den Taſſo im Augenblick als dieſer, nach einer der belebteſten Scenen, die Hand der Prinzeſſin küßt. Sogleich iſt der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieſer glaubt ſich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen ſich bald. Taſſo, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen um ſich zu rächen, als der Gouverneur des Palaſtes eintritt und ihn entwaffnen will. Taſſo verweigert's, bekennt ſeinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.

„Man führt ihn in's Gefängniß; der Fehler den er beging iſt nicht ſchwer, aber eine Unklugheit wird zunächſt größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore bringt in's Gefängniß und da, von ihrer Leidenſchaft mißgeleitet, verſpricht ſie ihrem Geliebten mit ihm zu fliehen; ſie empfängt ſeinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überraſcht ſie noch einmal; der Herzog ſelbſt kommt dazu, und wüthend, wie man es denken kann, ſchwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzuſperren, wenn Eleonore nicht verſpricht, ihn zu vergeſſen und den Herzog von Mantua zu heirathen. Unter dieſem letzten Unglück unterliegt Taſſo's Vernunft; von gewaltſamem Wahnſinn ergriffen irrt er im Palaſt

umher, indeß man alles zur Verlobung der Prinzeſſin vorbereitet. Bald bricht ſeine Verzweiflung aus, bald wähnt er, dieſe Anſtalten gelten ſeiner eignen Verheirathung, und er überläßt ſich einer gränzenloſen Freude. In dieſem Augenblick meldet man, daß der Papſt ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Capitol zugetheilt habe. So viel verſchiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerſtehen; er verſcheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

„Dieſes Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutſchen Stückes bemerklich ſind, hat ſich eines glänzenden Beifalls erfreut u. ſ. w.“

Im Globe behandelt der Referent dieſes Stück ſehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenſtand liegenden Motive umſtändlich vorführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal ſein Stück ein hiſtoriſches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom verſetzen ſollen. Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe als Gegner zwey unnützer Einheiten bekannt, fährt er folgendermaßen fort:

„Aber zugegeben, daß unſer Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt ſehen würde; zugegeben, daß es die Geſchichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte ſagt, nur Eine Kriſe haben will, gut! ſo verſteht denn auch

eine ſolche Kriſe zu wählen, zu entwickeln, zu mahlen wie ſie vorgegangen, verſteht beſonders, euch in ihrer Gränze zu halten, und ſo werdet ihr in den Motiven, die ſie euch anbietet, genugſame Mittel finden, ohne Fabeln drein zu miſchen; und wenn ihr z. B. Taſſo's Liebe zu Eleonoren und ſeinen Aufenthalt in Ferrara ſchildern wolltet, ſo beſchränkt euch in dieſen Rahmen. Die Aufgabe iſt noch weit genug, noch reich genug an Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Abreiſe nach Rom ſind eine ſchon hinlängliche dramatiſche Kataſtrophe.

„Dieß hat der deutſche Dichter empfunden und, ob er ſich gleich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben verſuchten, ob er ſich gleichſam willkürlich alle Schilderung äußerer Sitten unterſagt hat, alle beiläufigen Scenen: ſo hat ihm doch die Entwicklung des ſchwerſinnigen Mißtrauens, der einzige Contraſt der dichteriſchen Einbildungskraft und des Hofgeiſtes, zu fünf Acten hingereicht: fünf Acte freilich, welche nur für den Philoſophen oder einen ausgeſuchten Hörſaal genugſame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unſer franzöſiſcher Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereyen hätte ausſchmücken können, ohne der Geſchichte die mindeſte Gewalt anzuthun.

„Vielleicht hat man nicht genug zu ſchätzen gewußt,

was an Poesie und Wahrheit in Goethe's Drama sich findet; durch das Ganze athmet Tasso's Geist, und von Zeit zu Zeit entwickeln sich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erste Scene, wo die Prinzessin und ihre Freundin sich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, ist von einer Melancholie durchgossen, wie vom Balsamhauch der Blumen bei der ersten Frühlingssonne. Diese Haine, diese Kränze, für Virgil und Ariost geflochten, die Vertraulichkeit zweyer jungen Frauen über Studien, Geschmack und Neigungen; die poetische Erhebung bei'm Anblick der Natur! Tasso's Name und Andenken, die sich überall einmischen, die neugierigen aber zarten Forschungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin versucht: ist dieß nicht eine Scene aus der Natur, und wie schön bereitet sie was folgt, wi führt sie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperson des Drama's werden soll?"

Die Mittheilungen, die ich aus französischen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern, ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und lies't man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschen-Verhältnisse. Wie es auch im

Ganzen hiemit beſchaffen ſeyn mag, welches zu unterſuchen und näher zu beſtimmen nicht meines Amts iſt, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerkſam machen, daß ich überzeugt ſey, es bilde ſich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutſchen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten iſt. Alle Nationen ſchauen ſich nach uns um, ſie loben, ſie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehen oder mißverſtehen uns, eröffnen oder verſchließen ihre Herzen: dieß alles müſſen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth iſt.

Erfahren wir ja das Gleiche von unſern eignen Landsleuten, und warum ſollten die Nationen unter ſich einig ſeyn, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verſtehen? Wir haben im literariſchen Sinne ſehr viel vor andern Nationen voraus, ſie werden uns immer mehr ſchätzen lernen, und wäre es auch nur, daß ſie von uns borgten ohne Dank, und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militäriſch-phyſiſche Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit ſich entwickelt, ſo muß auch die ſittlich-äſthetiſche aus einer ähnlichen Uebereinſtimmung nach und nach hervorgehen. Dieſes kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich ſehe ſo viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück, und beobachte, wie ſich, wo nicht aus widerſtreitenden

doch heterogenen Elementen, eine deutsche Literatur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß sie in Einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

Bezüge nach außen.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchst bewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Weltliteratur baldigst zu hoffen sey, haben unsere westlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und sich folgendermaßen darüber geäußert.

Le Globe. Tom. V. Nr. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an sie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der physischen Körper, eine gegen die andere hinreißt und in der Folge alle die Geschlechter aus welchen die Menschheit besteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich ist das Bestreben der Gelehrten, sich einander zu verstehen und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weise zu diesem Zwecke. Aber wie sie sich

auch bemühten, ſo bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen, und ſchadeten ihrem geiſtigen Verkehr. Selbſt das Werkzeug deſſen ſie ſich bedienten konnte nur einer gewiſſen Ideenfolge genügen, ſo daß ſie ſich gleichſam nur durch die Intelligenz berührten, anſtatt gegenwärtig durch das Herz und die Poeſie. Die Reiſen, das Studium der Sprachen, die periodiſche Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und beſtätigen übereinſtimmend viel innigere Verhältniſſe, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die ſich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beſchäftigen ſich am meiſten mit dieſem Ideenwechſel. England, deſſen innere Bewegung ſo groß, deſſen Leben ſo thätig iſt, daß es ſcheint, es könne nichts andres ſtudiren als ſich ſelbſt, zeigt in dieſem Augenblick ein Symptom dieſes Bedürfniſſes, ſich nach außen zu verbreiten und ſeinen Horizont zu erweitern; ſeine Um- und Ueberſichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, ſind ihnen nicht genug; zwey neue Zeitſchriften, beſonders fremden Literaturen gewidmet, ſollen zuſammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der erſten, The Foreign Quarterly Review, ſind zwey Bände in unſern Händen, den dritten erwarten wir zunächſt und werden im Laufe dieſer Blätter öfters auf die Anſichten der bedeutenden Männer

zu-

zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Literaturen so einsichtig als thätig beweisen.

Zuvörderst aber müssen wir gestehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann als wir, gerade am Ende des alten Jahres, schon die mehr als dreyßig deutschen Taschenbücher in einem englischen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recensirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es ist erfreulich, daß unsere Exhibitionen der Art auch drüben Beifall und Absatz finden, indem wir schon genöthigt sind auch die dortigen gleichmäßigen Productionen für gutes Geld anzuschaffen; es wird sich nach und nach bemerken lassen ob die Bilance dieses Verkehrs für uns günstig ausschlage.

Die ernsthafteste Betrachtung mußte doch an jene ersten augenfällig heiteren sich ungesäumt anschließen. Eine jede Literatur ennuyirt sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefrischt wird. Welcher Naturforscher erfreut sich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht sieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder schon, wenn auch unbewußt, an sich selbst erfahren und wird, sobald er erst aufmerkt, fassen und begreifen wie viel er ihr im Leben zu seiner Bildung schuldig geworden.

Ein Gleichniſs.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauſs,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstängel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund
Als stünden sie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Engliſches Schauſpiel in Paris.

Wir guten Deutſchen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können ſeit funfzig Jahren den unbezwinglichen Shakſpeare nicht los werden. Nach unſerer gründlichen Verfahrungsweiſe ſuchen wir in ſeine Weſenheit einzudringen; wir geſtehen gerne dem Stoff, den Gegenſtänden ſeiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten ſeine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen und ſcheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich ſogar hatte ſich zugetragen, daß wir uns zu einer entſchieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu conſtituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis ſchon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erſcheint?

Unſere weſtlichen Nachbarn dagegen, lebendig-praktiſchen Sinnes, verfahren hierin ganz anders. Sie genießen gegenwärtig des Glücks die vorzüglichſten engliſchen Schauſpieler, in den berühmteſten, beliebteſten

Stücken, nach und nach vor ſich zu ſehen, und zwar auf eignem Grund und Boden, wodurch ſie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil geſetzt ſind, daß ihnen der heimiſche Maßſtab zur Hand bleibt, der, wenn ſie ihn, alte verrottete Vorurtheile beſeitigend, mit Geiſtesfreiheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überſchauenden Urtheil die ſicherſte Gelegenheit gibt.

Um die Weſenheit des Dichters und ſeiner Dichtung, welche doch niemand ergründen wird, kümmern ſie ſich nicht; ſie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich alles ankommt, und indem ſie die Abſicht haben ſolche zu begünſtigen, ſprechen ſie aus, theilen ſie mit was jeder Zuſchauer empfindet, empfinden ſollte, wenn er ſich auch deſſen nicht genugſam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nr. 71.

„Hamlet iſt endlich auf der franzöſiſchen Bühne in ſeiner ganzen Wahrheit erſchienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbſt diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten ſich an die Handlung, und empfanden ſo Vergnügen als Rührung von dieſem originalen Drama. Hamlet erregt unſre Theilnahme wie er auftritt; kaum iſt er angekündigt, ſo verlangt man nach ihm; kaum hat er ſich gezeigt, ſo iſt man tauſendfältig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslaſſen.

Es iſt eine außerordentliche Seele, deren Seltſamkeit allein uns ſchon auffallen würde. Wer wünſchte nicht zu wiſſen was alles für wunderliche Gedanken und unvorgeſehene Handlungen ſich daraus entwickeln werden; wer wäre nicht neugierig die Geheimniſſe derſelben zu erforſchen und ihren Bewegungen zu folgen; denn da iſt etwas zu ſehen was man nicht überall antrifft. Hier iſt die Menſchheit zu ſtudiren in dieſem ſo wunderlichen und doch ſo wahren Herzen.

Aber dieſe Seele iſt zugleich von dem rechtmäßigſten und größeſten Schmerz erfüllt, von abſcheulichen Ahnungen und Vermuthungen; ſie iſt zärtlich, traurig, großmüthig und kraftthätig. Alles das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerſcheinung ſeines Vaters, ſeiner Rache Bedürfniß, das Mittel das er ausdenkt ſie zu ſtillen, die Rolle des Thoren, die er mit überlegteſter Feinheit, Geiſt, Schmerz und Haß durchführt, — nichts iſt daran was einen ermüdet. Ohne Mühe laßt ihr euch ein in alle die Zuſtände die er durchwandert: ſein verſchiedenes Begegnen mit Polonius, worin ſich ſo viel ſcheinbar Komiſches auf einem Untergrunde von ſo viel Traurigem und Bitterm hervorthut; die Scene des Schauſpiels, worin er die wunderſamſte Kunſt beweiſ't in wahrhafter Feinheit und verſtelltem Wahnſinn, von innigſter Würde und angenommenem Fratzenhaftem; dieſe ſtrenge furchtbare Unterſuchung, die er mit unverſöhnlicher Aufmerk-

ſamkeit, unter äußerlichem Spielen und Kindereyen eines Wahnſinnigen durchführt; die offenbarſte Verletzung unſers Theaterdecorums, — da wäre denn doch wohl für unſer Publicum genugſamer Anlaß geweſen, Anſtoß zu nehmen, hätte es nicht gefühlt: allen dieſen Formen, allen dieſen Ereigniſſen liege die Entwickelung eines im höchſten Sinne dramatiſchen Charakters zu Grunde.“

Französisches Schauspiel in Berlin.

Wenn wir oben englische Schauspieler in Paris fanden und gegenwärtig französische in Berlin antreffen, so bemerken wir in beiden Fällen doch einigen Unterschied. In der Pariser Königsstadt treten die vorzüglichsten Schauspieler Englands in bedeutenden Gaststücken nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner ist einer bestimmten Gesellschaft ein unbestimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn jene sich auf alle Weise hervorzuthun gedrängt sahen, so haben diese den Vortheil, in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewissen Grad gelingen, da die französischen Künstler durch herkömmliche Ueberlieferung begünstigt, durch eine gewisse geschmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile sich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede seyn; dieß bleibt dem Berliner Publicum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich scheint, ist, daß wie die Engländer in Frankreich, so die Franzosen in Deutschland sich einiger Opposition zu befahren hatten, und letztere daher sich einen Sachwal-

ter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle ſogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieſer das Unbill bemerkt und rügt, womit man vor einigen Jahren in Deutſchland Molièren verletzte. Mögen ſich doch die fremden Nationen bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß der Deutſche, ſo rechtlich und gutmüthig er auch ſonſt ſey, noch manchmal launiſche Anwandlungen von Ungerechtigkeit habe, die er denn ganz unbewunden, als müſſe das ſo ſeyn, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meiſt ganz ohne Widerſpruch hin; das Falſche kann ſogar eine Zeit lang curſiren, bis ſich endlich das Wahre herſtellt, man weiß nicht wie.

Möge das alſo künftig wie bisher geſchehen; wir ergreifen dieſe Gelegenheit, um unſre Herzens- und Glaubens-Meinung auszuſprechen: daß wenn einmal Komödie ſeyn ſoll, unter denen welche ſich darin übten und hervorthaten, Molière in die erſte Claſſe und an einen vorzüglichen Ort zu ſetzen ſey. Denn was kann man mehr von einem Künſtler ſagen, als daß vorzügliches Naturell, ſorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommenſten Harmonie gelangten. Dieß Zeugniß geben ihm ſchon über ein Jahrhundert ſeine Stücke, die ja noch, obſchon ſeiner perſönlichen Darſtellung entbehrend, die talentvollſten, geiſtreichſten Künſtler aufregen, ihnen durch friſche Lebendigung genug zu thun.

Histoire

de la vie et des ouvrages de Molière

par J. Taschereau. Paris 1828.

Genanntes Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen seyn, ob sie gleich desselben, um ihn hoch zu schätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den Misanthrop und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier ſtellt ſich der reine Menſch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben iſt, und wie mit ſich, ſo auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich ſeyn möchte; wir ſehn ihn aber im Conflict mit der ſocialen Welt, in der man ohne Verſtellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen ſolchen iſt Timon ein bloß komiſches Sujet, und ich wünſchte wohl, daß ein geiſtreicher Dichter einen ſolchen Phantaſten darſtellte, der ſich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob ſie ihn betrogen hätte.

Richelieu

ou la journée des Dupes,

comédie historique par Le Mercier.

Genanntes Stück war schon 1804 bei dem ersten französischen Theater angenommen, seine Erscheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt, und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Es ist wohl keine Frage, daß uns bei demselben der Tartuffe einfallen müsse, der sich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer ist ein potenziirter Tartuffe; bloß in diesem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wär' es auch nur einiges Nützliche beiläufig zu sagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß, es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deßhalb uns denn auch der polizeyliche Ausgang willkommen erscheinet. Bemerke

man, wie und warum in den neueſten Zeiten eben dieſes Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geſchah, weil man es zum Nachtheil einer Claſſe Menſchen deuten konnte, die, im Stillen wirkſam, dem Staats-Haushalt ſchädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, ſo wird man finden, daß keineswegs das genial-äſthetiſche Verdienſt aufgefaßt und beifällig aufgenommen wurde, es war eine gehäſſige Gegenwirkung, Parteyen regten ſich gegen einander, die eine wollte ſchaden, die andere ſich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künſtleriſch kluge Behandlung wirkſam, ganz eigentlich vorwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieſer hat keine böſen Abſichten, die ſeine iſt vielmehr höchſt löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einſieht, daß unter allen Mitlebenden niemand es zu führen im Stande ſey. Durch ihn wird niemand beſchädigt, der König findet ſich geſichert gegen äußere und innere Feinde; freilich iſt beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakoniſch doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältniſſe ſind es, die, auf einer ſo hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugſamen Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entſchiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines ſolchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm; nur daß

er durch die fortſtürmenden ſchwankenden Wogen der Leidenſchaften, Velleitäten und Intriguen ſeiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unſicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verſchwornen ſind durchaus von der Art, daß der Leſer kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weiſe ihre Partey ergreifen, wie er doch ſonſt wohl in Schauſpielen dieſer Art auf der Seite der Unzufriedenen zu ſeyn beliebt; vielmehr pflichtet er immer dem Cardinal bei, an dem er ſich nicht geirrt hat, denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die ſie bisher glücklich geführt; der König iſt ſeiner hohen Würde ſicher, und ſelbſt die Uebrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprils-Narren (Dupes) bezeichnet, könnten ſehr zufrieden ſeyn, wenn ſie einzuſehen verſtünden, daß, wär' ihr Plan gelungen, ſie ſich in dem Augenblick unter einander entzweyt, und durch unbezwingliche Leidenſchaft, Unzulänglichkeit, Selbſtſucht und Leichtſinn ſich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und ſo ſteht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Literatur überhaupt und beſonders die franzöſiſche intereſſirt, werde ſich an den Charakteren und dem Wechſelwirken derſelben, an dem muſterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Intereſſe, ſelbſt in den Auftritten die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen ſich hervorhebenden Hauptſcenen wahrhaft

ergötzen. Zu bedauern möchte nur seyn, daß dieses Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten wo man es versteht, wird es verfänglich erscheinen, und wo man es nicht versteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse ermangeln.

Französisches Haupttheater.

Es war löblich und der Sache angemessen, daß man in Paris, wo so viele Theater neben einander bestanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, sogenannten classischen Art zu erhalten trachtete. Wäre der Gedanke nicht richtig, der Vorsatz nicht lobenswürdig gewesen, wie hätte die Ausübung so lange lebendigen Beifall gefunden?

Dessen ungeachtet fühlte man, obgleich erst nach anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerksamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, besonders wenn ein entschiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich gepriesenen Stücke erst zu beleben und gewissermaßen immer neu zu erschaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neusten Welt an; sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war

er nicht bemüht jenes hypochondriſche Stück auszubilden, das in der arabiſchen Wüſte ſpielt, um Gefühle und Geſinnungen auszudrücken, die einer ſolchen Oede gemäß wären.

Wir ſelbſt waren Zeuge, mit welchem Glück er ſich in eine Tyrannenſeele einzugeiſten trachtete; eine höſartige heuchleriſche Gewaltthätigkeit auszudrücken gelang ihm zum beſten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man leſe, wie er ſich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren ſuchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hiedurch das eigentlich Heroiſche, das ſich in republicaniſchem Conflict, wie bei Corneille; als Bedrängniß in höheren Ständen, wie bei Racine; oder in großen Weltbegebenheiten, wie ſie Voltaire behandelt, am kräftigſten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewiſſe ſentimentale Innerlichkeit dagegen ſich einſchmeichelte: ſo folgte daraus, daß man ſich nach einer freiern Thätigkeit umſah und ein wirklich gegenſtändliches geſchichtliches Intereſſe wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzos will nur „Eine Kriſe.“ Dieſes einſichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewiſſe einfache, abgeſchloſſene, leicht faßliche Darſtellung auf dem Theater gewöhnt war; man konnte

konnte es eine Etiquette nennen, von der man ſich nicht entfernen wollte, weil man ſie zwar beengend, aber doch in einem gewiſſen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch ſelbſtliebige Franzos kann ſeine Neigung für eine gewiſſe Ariſtokratie nicht aufgeben. Und in dieſem Sinne hing er an der alten Anſtalt, erhielt denſelbigen Reſpect vor ſeinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm ſeine Geſchichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus im Theater zu ſitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwiſchen den Zähnen zu murmeln und bei dieſer frommen Handlung zu vergeſſen, daß man ſich von Herzen ennuyire.

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Univerſalereigniſſe auf den Brettern zu ſehen, mußte jedoch in der neuern Zeit rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt ſich in die Geſchichte hineingetrieben; er ſieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit friſchem, die fernſten Gegenſtände heranziehendem Blick. Indeß wir Deutſchen noch immer den Conflict zwiſchen Patriciern und Zunftmännern nicht los werden, ob er gleich in unſern conſtitutionellen Staaten, wo jeder an ſeinem Platze ſich wohlſinnig und tüchtig beweiſen kann, längſt beſchwichtigt und aufgehoben iſt, gehen jene in ihre ältere, freilich durch Menſchen und Bege-

benheiten höchſt bedeutende Geſchichte zurück, und ſuchen die abgeſchiedenen Geſtalten auf's Theater hervorzuzaubern.

Neuere Verſuche.

Dieſes geht aber ſo unmittelbar nicht an, ſondern man dramatiſirt erſt die Geſchichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug, von der älteſten bis zur neuſten Zeit, und es darf kein Beſtrebſamer dieſes Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hievon bezeichnen wir: La journée des barricades, les états de Blois, welchen der Tod Heinrichs III. folgen ſoll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne Les soirées de Neuilly und Scènes contemporaines gar wohl empfehlen. Wer ſich mit dieſen Werken bekannt macht, wird unſern obigen Aeußerungen wahrſcheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei ſolchen literariſchen Beſtrebungen, wie bei politiſchen Revolutionen, man erſt vor-, ſodann aber rückwärts geht, und deſſen ungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, ſo läßt ſich ein Gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die, indocil wie ſie ſind, ſich doch am Ende durch eignes Thun und Erfahren müſſen belehren laſſen, hat ſein ſchönes Talent auf ein großes unauf-

führbares historisches Stück, Cromwell, verwendet und sich dabei sehr schätzenswerth bewiesen.

Hier aber kommt manches zur Sprache, worüber man sich erst später vereinigen wird. Jene obgenannten dramatisirten historischen Ereignisse sind in Prosa geschrieben, und das ist auch eigentlich was eine poetische Annäherung an das wirkliche Leben begünstigt; Cromwell hingegen ist in Alexandrinern.

Nun ist wohl anzunehmen, daß der Alexandriner durchaus sich auf dem franzöſischen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem solchen Schriftsteller rathen, dieses Versmaß für die edlen Stellen und wichtigsten Momente beizubehalten, sodann aber nach Beschaffenheit der Situationen, Charaktere, Gesinnungen und Gefühle mit dem Sylbenmaße zu wechseln, wie Shakspeare mit dem Jambus und der Prosa thut.

Wenn man sich von alten Vorurtheilen losmachen will, ohne das zu zerstören was in ihnen als gründlich gut und naturgemäß anerkannt werden darf, so thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu untersuchen, wie es vormals aussah, wo das nunmehr Erstarrte noch lebendig und biegsam war. Man sehe den Cid des Corneille, wo nach Anlaß des spanischen Vorbildes, obgleich mit bescheidener Mäßigung, das Sylbenmaß wechselt, der Sache angemessen und von guter Wirkung.

Ist man denn doch schon an Quinault's Opern ab-

wechſelnde Rhythmen gewohnt; hat nicht auch Molière bei Feſt- und Gelegenheits-Stücken ſich freierer Sylbenmaße bedient; hat nicht ſogar Voltaire ſeinen Tancred in hie und da verſchränkten Reimen, mit großem Glück des Ausdrucks, keineswegs willkürlich, ſondern, wenn man es genau betrachtet, ſehr kunſtreich geſchrieben. Dieß iſt alles ſchon vorhanden; nur käm' es auf ein entſchiedenes Talent an, wie Victor Hugo beſitzt, ob es ſich in dieſen verſchiedenen Armaturen und Masken frei, bequem und geiſtreich zu Ergötzung ſeines Publicums bewegen könne.

F a u s t,

Tragédie de Mr. de Goethe,

traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de XVII dessins par Mr. De Lacroix.

Wenn ich die französische Uebersetzung meines Faust in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werd' ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweis't, mag es wohl der seltenen Eigenschaft schuldig seyn, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschengeistes festhält, der von allem was die Menschheit peinigt auch gequält, von allem was sie beunruhigt auch ergriffen, in dem was sie verabscheut gleichfalls befangen, und durch das was sie wünscht auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud' und Leid

ſich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Urſache finden ſich nach demjenigen umzuſehen was vor ihm genoſſen und gelitten worden, um ſich einigermaßen in das zu ſchicken was auch ihm bereitet wird.

Iſt nun jenes Gedicht ſeiner Natur nach in einem düſtern Element empfangen, ſpielt es auf einem zwar mannichfaltigen jedoch hänglichen Schauplatz, ſo nimmt es ſich in der franzöſiſchen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verſtande entgegenkommenden Sprache ſchon um vieles klarer und abſichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommnen geſteigert, ſo verſchwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk ſonſt auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von deſſen Daſeyn und Eigenſchaften zu vergewiſſern.

Dabei iſt aber Eins beſonders merkwürdig, daß ein bildender Künſtler ſich mit dieſer Production in ihrem erſten Sinne dergeſtalt befreundet, daß er alles urſprünglich Düſtere in ihr eben ſo aufgefaßt, und einen unruhig ſtrebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr De Lacroix, ein Mahler von unläugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngeren öfters zu geſchehen pflegt, den Pariſer Kunſtfreunden und Kennern viel zu ſchaffen macht, weil ſie weder ſeine

Verdienste läugnen, noch einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr De Lacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohstem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer mährchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

Aeußerungen eines Kunstfreundes.

Die lithographischen Blätter womit Herr De Lacroix die französische Uebersetzung des Faust ausgestattet, sind zwar nicht so zart und glatt vollendet als man von den bessern neuern Erzeugnissen der Art zu erwarten pflegt, sondern Entwürfe eines kunstfertigen Mahlers, mit sicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bei mehreren strenge Richtigkeit der Umrisse vermißt wird, so darf man mit dem Künstler darüber nicht rechten, eben weil sich seine Blätter nur als Entwürfe darstellen; hingegen läßt sich allen ohne Ausnahme nachrühmen,

daß sie kräftig und mit Geist behandelt sind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So ist z. B. das Blatt wo Faust sinnend in seinem Studirzimmer steht, in reicher Umgebung von allerlei Geräth, einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Schädel betrachtend, an und für sich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein sinnvolles, gut und mahlerisch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Faust und Wagner darstellend wie sie bei sinkender Abendsonne heimkehren, der schwarze Pudel hinter ihnen herschweift, dünkt uns sehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Wirkung werden. — Die Scene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verschüttete Wein zur Flamme wird, ist ganz so phantastisch, so bewegt dargestellt als dieser Gegenstand es verlangt, und eignete sich deßhalb zu einem Gemählde vom frappantesten Effect. — Marthe und Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der tiefe Reverenzen ziehend zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. — Vorzüglich geistreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, scheinet das Blatt gerathen, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorübersausen. Das Feuer, der Geist, der Ausdruck, womit der Künstler diese wilde Scene dargestellt, wird zuverlässig den Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten.

Will man dieſe Blätter mit den Verſuchen deutſcher Künſtler, Scenen aus Fauſt zu bearbeiten, vergleichen, ſo können ſie mit Ehren neben einander ſtehen. Ein Deutſcher jedoch hat alles durchgängig ernſter genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wiſſenſchaftlicher gezeichnet; einem andern, der mehr auf cykliſche Folge der Bilder geachtet, mag es gelungen ſeyn die Charaktere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France,

Tragédie par Alexandre Soumet.

(Globe, Tome VI. Nr. 55.)

Bei Gelegenheit dieſes dem Schilleriſchen Don Carlos nachgebildeten Stückes ſprechen ſich die Verfaſſer des Globe folgendermaßen zu Gunſten der Werke unſres verewigten Freundes unbewunden aus:

„Dieſer große Dichter idealiſirt mehr als ein anderer ſeinen Gegenſtand. Ganz reflectirendes Genie, lyriſchem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er ſie an in der Abſtraction, und bildet ſie langſam nach und nach als ſymboliſche Perſon aus, dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er ſich der Geſchichte, und wirft den Typus hinein, den er erſonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Menſch wird wie durch Zauberey der Ausdruck ſeines geliebten Gedankens; wirkliche geſchichtsgemäße Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenſchaften und Vorurtheile jener Zeiten, alles modelt ſich nach dem Bilde das er im Grund ſeines Her-

zens trägt, alles bildet ſich um, indem es von da zurückſtrahlt.“

Der Raum unſrer Blätter mahnt uns abzubrechen. Jede Zeitſchrift die hier fortfährt, das ſchöne Zeugniß das ein Ausländer dem würdigen Freunde gibt, durch Ueberſetzung unſrer Nation mitzutheilen, verdient ſich gewiß den reinſten Dank.

Perkins Warbeck,

Drame historique, par M. Fontan.

(Globe, Tome VI. Nr. 57.)

Auch hier wird unſeres Schillers, ſeines projectirten Warbeck, ſeines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht, und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutſchen, welche ſich ſo lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden ſich auch allmählich bequemen, den Weſtländern geneigter zu ſeyn.

Dieſelbige Zeitſchrift (Tome VI. Nr. 58), nach Erwähnung einiger Ueberſetzungen und Nachahmungen von unſerem Wilhelm Tell, ſchließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

Idées

sur

la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder,

traduit par Quinet. Paris 1828.

Die Einleitung, welche der Ueberſetzer ſeiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen die Tag für Tag das Publicum mit Fremdem und Einheimiſchem bekannt zu machen verpflichtet ſind; uns hat ſie ſowohl als die Ueberſetzung ſelbſt zu ſchönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir ſagen nur ſo viel: Ein vor funfzig Jahren in Deutſchland entſprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es ſeine Schuldigkeit gethan, ſo gut wie vergeſſen iſt, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine in gewiſſem Sinn ſchon ſo hoch gebildete Nation gleichfalls zu wirken und in ihrer nach höherer Kenntniß ſtrebenden Maſſe den menſchlichſten Einfluß auszuüben.

Einzelnheiten.

Wenn ich über die neueſte franzöſiſche Literatur meine Gedanken ſammle, ſo werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahr 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieſer idylliſche Roman that große Wirkung und man wird ihn immer gern leſen, ob man gleich nach ſo langer und durchaus veränderter Zeit ſich kaum Rechenſchaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geſchrieben ruht das Intereſſe ſeiner Verwickelung auf den ſchmerzlichen Mißverhältniſſen, die in den neueſten Staaten zwiſchen Natur und Geſetz, Gefühl und Herkommen, Beſtreben und Vorurtheilen ſo bang und ſo beängſtigend ſind und es mehr noch wären.

Zwey bedrängte Mütter retten ſich mit Sohn und Tochter in's ferne Land und führen dort ein idylliſches anmuthiges Leben; dieß wird geſtört, zuletzt vernichtet. Inzwiſchen unter manchem Wechſel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfaſſer didaktiſch, und wenn man will, leidlich genug, alles dasjenige zur Sprache zu bringen was die Menſchen

damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe was die Notablen zusammen berief, die Generalstaaten nöthig machte und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durchgedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Consuls lieb und werth, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, gibt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz vorwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucians und alles was die Feder des grundedlen Louis mitgetheilt hat, gibt uns davon auffallende Zeugnisse.

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äußern Welt suchend, sich zu religiosen Gefühlen steigernd, eine durchaus große physisch-moralische Kraft, und auch so in der politischen Welt erscheinend.

Werthers Leiden wurden sehr bald in's Französische übersetzt; der Effect war groß wie überall, denn das

allgemein Menſchliche drang durch. Alle meine übrigen Productionen dagegen ſtanden ſehr weit von der franzöſiſchen Art und Weiſe ab, und ich war mir deſſen wohl bewußt. Eine Ueberſetzung von Hermann und Dorothea durch Bitaubé that nur im Stillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt für den Tag aufzutauchen.

Im Stillen finden ſich jedoch hartnäckige Anhänger an's Deutſche.

Ueberſetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlaſſung dazu.

Siehe Le Globe No. 55. Tom. III. 1826.

Offenbar ſind es die Anti-Claſſiker, denen meine äſthetiſchen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beiſpiel ſehr gelegen kommen. Sie gehen daher ſehr verſtändig zu Werke und behandeln glimpflich was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutſchen Gelegenheitsgedicht ſagen, ſo pflegen ſich die Franzoſen mit: Poésies de circonstance auszudrücken. Dieß veranlaßt uns wirklich, einen Unterſchied zwiſchen beiden anzuerkennen. Das erſte wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und ſie glücklich behandelt; das zweyte, wenn er einen Umſtand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anſchein nach ſollte man das erſte vorziehen,

weil

weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchſt willkommen ſeyn muß. Da ſich aber die Poeſie nichts vorſchreiben läßt, ſo hängt es nur von ihr ab, auch etwas Beſtändiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht iſt niemanden dieſes beſſer gelungen als Herrn Béranger.

Die Herren Globiſten ſchreiben keine Zeile die nicht politiſch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie ſind eine gute, aber gefährliche Geſellſchaft; man verhandelt gern mit ihnen, aber man fühlt, daß man auf ſeiner Hut ſeyn muß. Sie können und wollen ihre Abſicht nicht verläugnen, den abſoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deßhalb verwerfen ſie alles Geſetzliche, Folgerechte als ſtationär und ſchlendrianiſch; doch müſſen ſie beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das gibt ein Beben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das ſehr unbehaglich empfunden wird, indem man ſich zuletzt vor lauter Freiheit erſt recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner ſind es, und wenn man ſie als ſolche gelten läßt, ohne ſich von ihnen rühren zu laſſen, ſo gewähren ſie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahr 1825 Seite 525 findet ſich eine höchſt merkwürdige Darſtellung der geiſtigen Cultur der Normandie, ſo wie ein Blick über das Ganze

der Akademien und literariſchen und wiſſenſchaftlichen Societäten, wie folgt:

„Indem wir ſo von alten akademiſchen Corporationen ſprechen, wollen wir nicht ſagen, daß der gegenwärtige Zuſtand der wiſſenſchaftlichen Welt durchaus alle Verſammlung dieſer Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß ſie immer noch große Dienſte leiſten können, ſobald ſie nämlich dem Geiſte unſers Jahrhunderts gemäßer organiſirt ſind, einen poſitiven und beſondern Zweck bekennen, und was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft vollkommen unabhängig von den Regierungen daſtehen; hauptſächlich aber, daß ſie eine große Thätigkeit beweiſen. Denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir ſie gern als Bienenſtöcke gelten laſſen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja, wir kennen ſogar kein mächtigeres Mittel den Unterſuchungen eine glückliche Richtung zu geben, es ſey nun auf einen Theil der menſchlichen Kenntniſſe oder auf eine tiefgreifende Unterſuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anſtalt, welche dem forſchenden und mittheilenden Geiſte der Zeit gemäßer wäre.

„Corporationen hingegen, welche ſich bloß mit Literatur beſchäftigen, laſſen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo ſie große Dienſte thaten, dieſe Epoche ganz gewiß vorbei ſey. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit,

wo die Nation zu weit von unſern großen Dichtern ſtand, oder dieſe vielleicht durch ihre Schuld von der Nation ſich geſondert fanden, es vielleicht möglich geweſen ſeyn möchte, Männer von gebildetem Geiſt zu vereinigen und ihre Verſammlungen mit großer Solennität zu umgeben, und das Verdienſt der beurtheilten Werke durch das Anſehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die franzöſiſche Akademie gegen den Cid gethan hat und wir ſehen nicht, daß ſie etwas zu Gunſten der Athalie gewirkt hätte. Geſteht man denn auch, daß die ſämmtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten, einigen Dienſt dieſer Art geleiſtet, ſo kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu läugnenden Einfluß anführen, den ſie auf unſere Literatur geübt haben, indem ſie mit aller Macht den proſaiſchen Sinn über den poetiſchen gelten machten und zwar ganz natürlich von Neun bis Zehn gegen Einen; ein Verhältniß, worin ſich damals die Poeten zu den Proſaiſten und Reimern befanden.

„Aber, ohne dieſe wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, laſſe man uns bemerken, daß wenn dieſe Gerichtshöfe der Literatur jemals zu etwas genützt haben, dieß gegenwärtig nicht mehr der Fall ſey. Die Reform, die ſeit dreyßig Jahren in unſere Criminaljuſtiz eingetreten iſt, dringt nun endlich auch in unſere literariſche Geſetzgebung. Griesgrämliche Richter mit ver-

trocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälschtem Geiste sind nicht mehr an der Zeit, sondern es werden Geschworene seyn aus allen gebildeten Classen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben."

Le Livre des Cent-et-un.

Tom. I. Paris. Ladvocat 1831.

Die Veranlaſſung dieſes Werkes iſt, wie ſein Gehalt, jeder Aufmerkſamkeit werth. Der eben genannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert ſeit geraumer Zeit manches aufſtrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt ſind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zuſtand verſetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen ſich dankbar, für ſich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftſteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Dieſem Werke gedachte man zuerſt einen andern Titel zu geben, es ward angekündigt als: Le Diable boiteux à Paris, und ſollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenſchilderung der Pariſer Zuſtände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherem Ueberſchauen und Würdern des ſich anhäufenden Gehaltes, fand man jedoch, daß man ſich Unrecht thue an ein früheres Werk zu erinnern,

welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Interesse nicht gleich komme, erschienen sey, so viel verdienstliches auch solches enthalten möge. Hievon gibt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchst einfache Weise, ein Mitarbeiter in dem ersten Aufsatze höchst geistreiche Kenntniß.

I.

Asmodée

macht anschaulich den Unterschied von jenem Dachabdecker, und von gegenwärtiger Behandlung eines höchst reichhaltigen Stoffes. Asmodée ist hier der durch alle Jahrhunderte sich durchziehende Geist scharfer Beobachtung, lieblos oder theilnehmend, vom Aristophanes herein durch alle Zeiten seine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die sich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleistet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unsern Mitarbeitern sind die Festsäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogenste Miethmann ist ihnen so werth als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun

erfreuen. Sie laſſen uns gealterte Perſonen ſehen, die wir vor ſo viel Jahren in glänzender wirkſamer Jugend gekannt. Die mannichfaltigſten Denkweiſen und Gefühlarten mittheilend gewinnen ſie uns für Intereſſen welche nicht die unſrigen ſind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den franzöſiſchen und beſonders mit den Pariſer Angelegenheiten bekannt iſt, man deſto größeren Antheil an dieſem Werke nehmen wird. Deutſche Leſer werden manches zurückweiſen, obenhin behandeln und ſich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchſten Bewegungen des Tages eingreifenden Aufſätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, ſich entſchädigt halten.

Ganz weislich ſind die verſchiedenſten Beiträge, wie man Karten miſcht, durch einander geſchoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber die Verſchiedenheiten zu ſondern, jedes Einzelne zu ſchätzen und bei dem erſten Theil eine Ueberſicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur weniges daher aus den 18 Artikeln aus denen der erſte Band zuſammengeſtellt iſt.

II.

Une Maison du Marais.

Das kümmerlichſte Daſeyn, meiſt älterer, anſtändiger, zurückgezogener Perſonen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewiſſe geregelte Ge-

nügſamkeit, bei grilligem Weſen der Einzelnen; ein Beharren am alten, häuslich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hauswirthin überwirft ſich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß iſt nicht herzuſtellen, ſie darf nicht mehr herein. Ein alter penſionirter Canzleyverwandter der von der alten Milchfrau nicht laſſen will, geht alle Morgen für ſich und ſeine betagte Stocknachbarin, die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkömmlichen Milchfrau perſönlich zu holen.

III.

Le Bourgeois de Paris.

Hier ſchöpft man ſchon freieren Athem. Ein rechtlicher tüchtiger Mann füllt ein behägliches honnetes Daſeyn vollkommmen aus, indem er ſich in täglicher gewohnter Beſchränkung froh findet, ja ſogar unter fordernden Umſtänden ſich nicht unſchicklich erhebt und benimmt.

IV.

Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein Pariſer Bürger, weniger ſolid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zuſtände kommt er in mancherlei Verlegenheiten,

nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird alles mißlich und ungenießbar vor ihm her, aber es kümmert ihn nicht wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff, daher geht er kühn drauf los, compromittirt seine Gesellschaft auf's schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt bleibt er immer der behagliche Bürger.

V.

La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechzehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizei eine Verschwörung ahnet. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigenthümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam lasten. Gräulich ist der Zustand; desto erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend, erleuchtet.

VI.

La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten im Wasser oder sonst gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzählung von dieser traurigen Stätte getrübt und geängstigt; hier aber wer-

den wir auf das anmuthigſte wieder in's Leben geführt. Zwey zu dieſer Anſtalt verpflichtete Männer leben unter demſelben Dache über dieſen ſich täglich erneuernden Gräuelſcenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübſche, wohleingerichtete anſtändige Leute; beſcheidene aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübſche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemahlten Zimmer uns erheitert, ſo begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Poſt fahrend, ſchläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das ſie auf's Land bringen will, von ihrem Schoße unter die Füße der Mitreiſenden ſchlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, ſo wie die Worte dieſer Frau ſind trefflich mitgetheilt, ihre Verzweiflung ſcheint ſich zu mildern indem ſie ſich entfernt, allein ſie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

VII.

Le Jardin des Plantes.

Gedichte von zwey verbündeten Poeten, einen freundlichen Beſuch an dieſem dem Leben und der Wiſſenſchaft gewidmeten Orte gar wohl ausſprechend.

VIII.

Le Palais Royal

mag als Gegenſatz gegen jenen Naturfrieden hier ſeine

Wirkung thun; zu Tauſenden und Abertauſenden iſt dieſes einzige Gebäude durchwandert, beſprochen und beſchrieben worden, und immer bleibt doch dieſe gegenwärtige Darſtellung für den Kenner früherer Zuſtände höchſt intereſſant. Er findet ſich befriedigt zu erfahren, wie es in dieſen Ausdehnungen gegenwärtig ausſieht, in dem Augenblicke als der Beſitzer dieſe königlichen Räume verläßt um in königlicheren ſeine Reſidenz aufzuſchlagen.

IX.

Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen hafften, geführt. Wenn auch nicht oft, ſo geſchieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man ſo ſagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenſtand finden, ſich zurück auf die Weltgeſchichte, auf Biographien, Romane werfen, und ſich dort, ihre Leidenſchaft nährend, dergeſtalt verweilen, daß, da die Entſchwundene nicht mehr zu ergreifen iſt, ſie ſich aufs emſigſte nach der Localität wo ſie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer ſo heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn ſie es vermöchten, gern über das engſte Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier ſehen wir einen trefflichen jungen Mann, der

ſich der Erinnerung an Charlotte Corday hingibt, Marats Wohnung aufſucht, ſie zuletzt auswittert, die düſtere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer wo ſie gewartet hat betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet erdffnet wird, wo die Bade-Wanne geſtanden und wo der Todesſtreich gelingt. Weniges, verſichert man ihm, ſey ſeit jener Zeit verändert; wo denn auf- und abſteigende Geiſter jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm bei'm Scheiden die ohnehin ſchmale Treppe verengen.

Durch dieſe Localität, ſo wie durch manche andere triviale Umſtände, wird jene That wirklich gröſſer und gräſslicher in unſerer Einbildungskraft unſerem Gefühl wieder hervorgerufen.

X.

Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren aber doch am Ende bänglichen Zuſtand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben ſteigert ſich dergeſtalt in einem Liebhaber ſolcher Curioſitäten, daß es zuletzt in Wahnſinn übergeht und er über eine verſäumte Auction in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es iſt nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereyen, wenn ſie nicht die Organe eines höhern Intereſſe's ſind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unſerer ehrwürdigen alten Bekannten

machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er, in einer vorseyenden Auction im Katalog angestrichen, schon dreymal besitze: „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben," versetzte er, und es ward zum vierten Mal angeschafft.

Bei Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radirungen der Meister, kommt genau besehen etwas Aehnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied statt findet.

XI.

Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweise verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar seine Hand an's Herz legen und sich freuen wenn es in seinen Schatzkammern anders aussieht.

XII.

Une première représentation.

Das Herannahen des unseligen Geschickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann diesen und andere Aufsätze, deren Gegenstand uns schon früher bekannt war, doch immer als Musterbilder ansehen, die solche Gegenstände in ihrer

allgemeinen Charakteriſtik darſtellen. Höchſt intereſſant aber iſt

XIII.

Les Soirées d'Artistes.

Man ſieht in ein geſellig bewegtes Kunſtleben hinein, wo ſich talentvolle junge Männer auf geiſtreiche Weiſe gemeinſam unterhalten. Auch hier läßt ſich das anarchiſche Princip einigermaßen bemerken; jeder ſcheint als Künſtler nach ſeiner eignen Weiſe zu verfahren; eine heitere Geſelligkeit verbindet ſie; von keinem Meiſter iſt die Rede von dem man etwas zu lernen dächte, auf deſſen Urtheil ſich irgend ein Unternehmen bezöge. David iſt längſt abweſend und todt, und das Talent des Baron Gérard ſcheint außer dieſem Kreiſe zu liegen. So angenehm aber es auch ſeyn muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteriſtik, kennen zu lernen, ſo hat doch

XIV.

Abbaye au Bois

ein allgemeineres Intereſſe. Wer erwartete in dieſen ehemals verſumpften und düſteren Kloſterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menſchen beherbergten, gegenwärtig mehr als Einen literariſchen Salon eröffnet zu ſehen? Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechſel der Zuſtände ihrer früheren glänzenden Wirk-

ſamkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anſtändigen Zimmern. Madame Recamier verſammelt noch immer achtenswerthe, ſie hochachtende Perſonen.

Nun aber aus dieſem von allem Geräuſch entfernten ſtillen Bleiben werden wir

XV.

Zu einem Feſte im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Karl X zum letzten Mal von ſeinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert ſelbſt das Feſt, womit man ſeine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung ſchwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt ſich zu geſtehen, daß man auf einem Vulcan jubele.

Dieſer, wir dürfen es wohl geſtehen, welthiſtoriſche Aufſatz überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leſer dergeſtalt, daß ſie den übrigen vorgemeldeten Aufſätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerkſamkeit ſchenken mögen. Dieß iſt aber nicht unſer Fall, wie man bisher geſehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

Eines Liedes von Béranger an Chateaubriand.

XVII.

Einer Antwort dieſes Letztern und

XVIII.

L'ingratitude politique.

Dieſe drey letzten Beiträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders ſeyn kann, daß zwiſchen den Hundert und Einem ſich differente Geſinnungen hervorthun. Genug, daß, indem ſie gegeneinander überſtehen, ſie ſich nicht aus dieſer Geſellſchaft vertreiben und ausſchließen.

Wenn uns nun der erſte Theil ſchon zu ſo manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächſt zu erwartenden neun übrigen Bände zu ſchaffen machen?

Die Athenerinnen.

Große Oper.

Poesie von Jouy.

Musik von Spontini.

Der Gegenstand ist aus der heroischen Griechenzeit sehr glücklich gewählt; denn die Vortheile solcher Sujets sind sehr groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle große Bildung noch nah an der Natur, so wie eine gränzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel ist uns bekannt; jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgesinnungen und theatralischen Erfordernissen begleitet und ausgeführt und doch immer auf einem hohen poetischen Standpunkte gehalten.

Die Ueberlieferung ist trefflich genutzt, und ihr durch Mannichfaltigkeit menschlicher Leidenschaften so wie durch herrliche Localitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten, alle theatralische Herrlichkeit auf das einsichtigste verliehen.

Erſter Act.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anſtoßende Tempel und Prachtgebäude, im ferneren Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfſpiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir ſchon Theſeus erhoben finden.

Der Kämpfer ſucceſſives Gewinnen, Belohnungen durch die Hand einer ſchönen Bürgerin.

In dieſe friedlichen Verhandlungen ſtürmt Rivalität zweyer Jünglinge herein, die Hauptſchöne Apamis wird von Alpheus und Polydor verlangt und gefordert. Dieß gibt Anlaß zu lebhaften Conteſtationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlaſſen worden, reicht ſie ihre Hand dem Athenienſer Alpheus, dagegen tritt Polydor, ein Cretenſer, leidenſchaftlich drohend, zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, ſondern ſämmtliche Griechen und Griechengenoſſen an dieſem Feſtkampf Theil nehmen; deßwegen wünſcht' ich, daß Theſeus ſelbſt den Ueberwundenen Muth einſpräche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dieß würde nun, da Theſeus erklärt, er ſey im Begriff eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt ſich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet ſich ein höchſt liebenswürdiges Freundſchafts-

verhältniß zwiſchen Apamis und Theano, einer, durch das Gelübde ihrer ſterbenden Mutter, Gott geweihten Jungfrau.

Dieſe Stelle beſonders verſpricht höchſt erfreulich zu ſeyn, indem aus dem bisherigen Tumulte eine ſanfte Situation ſich loslöſ't und uns in einen idylliſchen Zuſtand verſetzt, welchen der Dichter ſo glücklich behandelt hat, daß ſogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das anmuthigſte vorgetragen wird. Alsdann geſellt ſich Alpheus hinzu und das Glück der Liebe wird in einem, vom Chor begleiteten Terzett geprieſen, worauf die Frauen ſich entfernen.

Nun ſtürzt Polydor auf den zurückgebliebenen Alpheus wüthend heran und die beiden Rivale entfernen ſich fechtend.

Ein cretenſiſches Schiff, durch fernen Geſang ſchon früher angekündigt, rückt näher und landet; Alceſias, eine Art Hoherprieſter und Geſandter des Minos, tritt mit ſeinem geiſtlichen Gefolge auf und indem er den Menſchentribut der Athener zu fordern kommt, findet er ſeinen Sohn Polydor verwundet, an Kräften abnehmend und muß ihn zuletzt ſterben ſehen. Alceſias, als Vater ſchmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückiſch, ſchwört den Tod ſeines Sohnes zu rächen. Hier tritt alſo ein ſehr leidenſchaftliches Finale, für die erſte Abtheilung des erſten Acts, glücklich ein,

dann aus einem nahgelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erſchallen, die Cretenſer ſchmerzhaft theilnehmend beſetzen das Theater und Alceſias kann ſich ganz ſeiner theatraliſchen Wuth überlaſſen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels feſtlich geſchmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indeſſen ihren Gang genommen; mannichfaltige herrliche Aufzüge, Theſeus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erſcheinung ſeyn. Die ſymboliſchen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als, gerade bei'm Abſchluß, unter Donner und Blitz das innere Heiligthum ſich aufthut und Alceſias, als Pontifex Maximus, beinah als Oberherr der ſämmtlichen griechiſchen Geiſtlichkeit anzuſehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe d. h. nach dem Verlauf von ſieben Jahren wieder den Tribut von ſieben Knaben und ſieben Mädchen fordert.

Man kann denken daß in dieſem Conflict alle Leidenſchaften ſich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, ſich kräftig erweiſen werden.

Um nun, was ich bei dem erſten Acte wünſchen möchte, deutlich zu machen, iſt es nöthig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie ſie die Oper uns bringt, zuſammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen,

wird ein Sohn des Minos, Königs von Creta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater dem es nicht gelingt Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen und, um diese los zu werden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Creta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er sich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Unthiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dieß gelingt, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gefolg des vorhergesagten, Aegeus der König um's Leben.

Neuere Fabel,

wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus, schon als König, aber genau besehen in einer bedenklichen Lage; denn jenes politische, geistliche Uebergewicht zu Gunsten Creta's besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen und man zaudert die schuldigen Opfer abzuliefern, im Gegentheil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuthen um die Tapfersten

der Nation kennen zu lernen; denn alle Griechen und Griechengenoſſen ſind eingeladen. Er hat im Sinn auf's Neue Creta zu bekriegen, um entweder die Abſendung der Opfer verweigern zu können, oder die abzuſendenden in Freiheit zu ſetzen. Dieſe Intention, die ſich nur errathen läßt, wünſcht' ich deutlicher ausgeſprochen, damit man ſich beruhige, wenn in ſo bedenklicher Zeit Feſtſpiele angeſtellt und Vermählungs-Ceremonien umſtändlich durchgeführt werden. Die ſchönſte Gelegenheit bietet ſich Seite 10, wo Theſeus, der hier nur als Liebhaber erſcheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolg einer Strafe von den Göttern erfolgte, ſo iſt die Fiction, daß ein Oberprieſter von Creta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, ſehr zuläſſig, ja glücklich. Nur wünſcht' ich daß dieſes Verhältniß etwas klärer angedeutet wäre.

Alceſias aus dem Schiffe ſteigend, würde ſich nicht etwa nur pantomimiſch, ſondern ausdrücklich erklären und den Grund ſeiner Autorität, deren er ſich in der Folge bedient, kräftig ausſprechen. Das Chor der cretenſiſchen Schiffe dürfte freilich nicht ſo freundlich behandelt werden, denn ſie wiſſen doch wohl zu welch einer feindſeligen Abſendung ſie den Auftrag haben. Die Scene wo ſie zum erſten Male aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen.

Wie ich denn ſogar vorſchlagen möchte, daß das cretenſiſche Schiff mit ſchwarzen Segeln allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer heraufkäme. Dieß würde zu der leidenſchaftlichen Scene wo Alceſtas ſeinen Sohn ſterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der 8ten Scene betrifft, ſo würde ich, wenn der Hoheprieſter aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltſamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen laſſen. Der Zuſchauer ſtutzt, denſelbigen Mann, den er als einen höchſt leidenſchaftlich-feindſeligen kennen lernte und künftighin als einen liſtigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichſam eingeführt und ſeine Handlungen ſanctionirt zu ſehen. Später möchten Wolken, Donner und Blitz ſich einfinden, wo man ſie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch dieſe Vorſchläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt, und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens betheure ich noch hiebei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorſchlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut daß man in Theaterſtücken, beſonders in Opern, nicht alles zu motiviren braucht, ja daß man, um des Contraſtes willen, manches unverſehens einführen darf; mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuſchauer immer gerne verſtändigt wünſche, auch da, wo

man ſeiner Einbildungskraft und ſeinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweyter Act.

An dieſem wäre ſodann nichts weiter zu erinnern; Theſeus iſt abgefahren, hat uns aber die Ausſicht auf einen gewiſſen Sieg hinterlaſſen, ſo daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt zuſehen, wenn der cretenſiſche Pfaffe nunmehr gewiſſermaßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit Liſt und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Looſens wird von großer Wirkung ſeyn; die Befreiung des Alpheus und deſſen gelingende Abfahrt beſtärkt unſre Hoffnung: er werde, mit Theſeus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, ſo daß der zweyte Act an ſich nicht das Mindeſte zu wünſchen übrig läßt.

Dritter Act.

Er iſt gleichfalls untadelig; die erſte Hälfte ſehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei früheren, wenn auch nicht ganz entſcheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theſeus kennen gelernt. Sie iſt ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigſte Weiſe, angetraut; ſie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr, und zwirnt indeſſen den magiſchen Faden, der ihn durch's Labyrinth geleiten ſoll.

Der Prieſter Alceſias iſt indeſſen mit den beſtimm-

ten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Theseus und bedient sich einer bösen List, indem er Ariadnen zu verstehen gibt, Theseus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamis, zu befreien. Hieraus entspringt ein eifersüchtiges Mißverständniß, welches dem Dichter wie dem Componisten Gelegenheit zu den schönsten Exhibitionen gibt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch sich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theseus Liebhaber der Apamis und Bräutigam sey, löst sich der Knoten schnell und glücklich. Man dürfte wohl sagen daß dieser Anfang des dritten Acts eben sowohl für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als es hier einen höchst erwünschten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweyte Decoration und Function, die man technisch nennen könnte, weil sie die Einrichtung des Theaters für das folgende möglich macht, geben hier ein interessantes einleitendes Zwischenspiel.

Die Schluß-Decoration, das Innere eines architektonischen Labyrinths vorstellend, wird den Meistern theatralischer Architektur die beste Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei diesem düstern, ja finstern Local ist es ein sehr glücklicher und unschätzbarer Gedanke, den Ariadneischen Faden mit magisch phosphorescirenden Kräften zu begaben und zwar dergestalt, daß er nicht nur den Weg der Helden leuchtend bezeichne, sondern auch seine Spur

an Pfeilern, Wänden und Säulen wo ſie vorübergegangen, zurücklaſſe. Dieſer Gedanke, mit Genie und Geſchmack durchgeführt, muß die grauſigen Hallen mit der anmuthigſten Illumination verzieren.

Alles Uebrige: durch die Gewölbe ſchleichende Nebel, verſchiedenfarbig glühende Dünſte, Gebrüll, Flammen und Getobe, was bei'm Leſen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen ſcheint, nicht weniger zuletzt das Zuſammenſtürzen des wunderſamſten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maſchiniſten, verbunden mit den mannichfaltigſten Kunſt- und Handwerks-Genoſſen, ſich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugſam mit unterirdiſchen, bunten, wandelnden Flammenſäulen, ja durch vulcaniſche gräuliche Exploſionen geängſtigt worden, ſind wir auf einmal in die Klarheit des Oceans verſetzt, auf welchem ſich ſelige Inſeln entwickeln und die glücklich Geretteten einher tragen. Selbſt die über das ganze Stück waltenden Götter, Pallas und Neptun, erſcheinen perſönlich, ſo daß endlich der Olymp nicht verſchmähen darf ſich zu eröffnen und durch ſeine Gegenwart den Beifall zu ſanctioniren, den wir der Vorſtellung eines ſo reichlich ausgeſtatteten Theaterſtückes enthuſiaſtiſch zu ſpenden alle Urſache haben werden.

III.

Englische Literatur.

Byrons Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held er ſollte fehlen?
Da Jahr und Monat neu vom neuſten ſpricht.“ —
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich ſchmeichelnd quälen,
So ſagt die Zeit: es ſey der rechte nicht.
Von ſolchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan in's Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf ſo mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne auf's beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus Einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luſt zu herrſchen reißt ſie mit.
Dumouriez's, Buonaparte's Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Briſſot die Geſchichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Clootz, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbſt la Fayette er ging beinahe in Rauch.

Dann Joubert, Hoche, vom Militair-Verpflichte,
Lannes, Deſſair, Moreau! Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preiſen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelſon war unſer Kriegsgott, ohne Frage,
Und iſt es noch dem herzlichſten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und ſo iſt Fluth und Ebbe wetterwendiſch.
Denn die Armee iſt popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverſtändniß;
Der Prinz iſt für den Landdienſt, und indeſſen
Sind Duncan, Nelſon, Howe ſie ſind vergeſſen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, ſind unberühmt entſchlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter ſchafft.
Von unſern Helden möcht' ich niemand ſtrafen,
Da jeder ſich am Tag zuſammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen
Und nenne ſo Don Juan mein, den Meinen.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht überſetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen, und gegenwärtig mit kühnem Verſuch den unüberſetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln; ſo möchte dieß wohl als Widerſpruch angeſehen werden; deßhalb wir denn auf den Unterſchied hinzudeuten

nicht ermangeln. Herr Manzoni iſt bei uns noch wenig bekannt, daher ſoll man ſeine Vorzüge erſt in ihrer ganzen Fülle wie nur das Original ſie darbietet, kennen lernen; alsdann wird eine Ueberſetzung von einem unſerer jüngern Freunde gar wohl am Platze ſeyn; in Lord Byrons Talent ſind wir aber genugſam eingeweiht und können ihm durch Ueberſetzung weder nutzen noch ſchaden; die Originale ſind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein ſolcher Verſuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen: denn wenn uns eine falſche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wieder gibt, ſo macht ſie uns doch aufmerkſam auf die Spiegelfläche ſelbſt und auf deren, mehr oder weniger bemerkliche, mangelhafte Beſchaffenheit.

Don Juan iſt ein gränzenlos-geniales Werk, menſchenfeindlich bis zur herbſten Grauſamkeit, menſchenfreundlich, in die Tiefen ſüßeſter Neigung ſich verſenkend; und, da wir den Verfaſſer nun einmal kennen und ſchätzen, ihn auch nicht anders wollen als er iſt, ſo genießen wir dankbar was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, ſchonungsloſen Inhalt iſt auch die techniſche Behandlung der Verſe ganz gemäß; der Dichter ſchont die Sprache ſo wenig als die Menſchen und wie wir näher hinzutreten, ſo ſehen wir freilich, daß die engliſche Poeſie ſchon eine gebildete

komiſche Sprache hat, welcher wir Deutſchen ganz ermangeln.

Das Deutſchkomiſche liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenbergs Reichthum wird bewundert, ihm ſtand eine ganze Welt von Wiſſen und Verhältniſſen zu Gebote, um ſie wie Karten zu miſchen und nach Belieben ſchalkhaft auszuſpielen! Selbſt bei Blumauer, deſſen Vers- und Reim-Bildung den komiſchen Inhalt leicht dahinträgt, iſt es eigentlich der ſchroffe Gegenſatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen was uns beluſtigt. Sehen wir weiter umher, ſo finden wir, daß der Deutſche, um drollig zu ſeyn, einige Jahrhunderte zurückſchreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Bei'm Ueberſetzen des Don Juan ließen ſich dem Engländer manche Vortheile ablernen; nur Einen Spaß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch ſeltſame und zweifelhafte Ausſprache mancher, auf dem Papier ganz verſchieden geſtalteter Worte bewirkt wird. Der engliſche Sprachkenner mag beurtheilen, inwiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Ueberſetzung der hier mitgetheilten Strophen entſtehen, und wir laſſen ſie abdrucken nicht als Muſter, ſondern zur Anregung. Unſere ſämmtlichen talentvollen Ueberſetzer ſollten ſich

theil-

theilweiſe daran verſuchen; man müßte ſich Aſſonanzen, unreine Reime, und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine gewiſſe lakoniſche Behandlung nöthig ſeyn, um Gehalt und Gewicht dieſes frechen Muthwillens auszudrücken; erſt wenn etwas geleiſtet iſt wird man ſich weiter darüber beſprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Ueberſetzung, eine ſolche Schrift in Deutſchland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhäbige Nation mit dem Unſittlichſten, was jemals die Dichtkunſt vorgebracht, bekannt zu machen trachten: ſo antworten wir, daß, nach unſerm Sinne, dieſe Ueberſetzungsverſuche nicht gerade zum Druck beſtimmt ſeyn müßten, ſondern als Uebung guter talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was ſie hiebei gewonnen, zu Luſt und Freude ihrer Sprachgenoſſen beſcheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet wäre jedoch von einem Abdruck ſolcher Gedichte kein ſonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftſteller ſich wunderlich gebärden müßten, um ſittenverderberiſcher zu ſeyn als die Zeitungen des Tags.

Manfred,

a dramatic Poem by Lord Byron.

London 1817.

Eine wunderbare mich nahberührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß uns die düstere Gluth einer gränzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des

wunderbarſten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweiſe des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargeſtellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit ſeinem unerträglichen Schmerz, mit dem er ſich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich ſind es zwey Frauen deren Geſpenſter ihn unabläſſig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen ſpielen, die eine unter dem Namen Aſtarte, die andere, ohne Geſtalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der erſten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchſtanziehender Mann gewinnt er die Neigung einer Florentiniſchen Dame, der Gemahl entdeckt es und ermordet ſeine Frau. Aber auch der Mörder wird in derſelben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt ſich von Florenz und ſchleppt ſolche Geſpenſter ſein ganzes Leben hinter ſich drein.

Dieſes mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anſpielungen in ſeinen Gedichten vollkommen wahrſcheinlich, wie er denn z. B. höchſt grauſam in ſeinen eignen Eingeweiden wüthend, die unſelige Geſchichte jenes Königs von Sparta auf ſich anwendet. Sie iſt

folgende: Pauſanias, Lacedämoniſcher Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber durch Uebermuth, Starrſinn, rauhes hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verſtändniſſes mit dem Feinde das Vertrauen ſeiner Landsleute verlierend, — dieſer lädt eine ſchwere Blutſchuld auf ſich, die ihn bis an ſein ſchmähliches Ende verfolgt. Denn als er im ſchwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in raſender Leidenſchaft gegen eine ſchöne byzantiniſche Jungfrau. Nach langem Widerſtreben gewinnt ſie der Machthaber endlich den Eltern ab; ſie ſoll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet ſie die Diener die Lampen zu löſchen, es geſchieht, und ſie, im Zimmer umhertaſtend, ſtößt die Lampenſäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pauſanias, argwöhniſch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieſer Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unabläſſig, ſo daß er Gottheiten und geiſterbannende Prieſter vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der ſich eine ſolche Begebenheit aus der Vorwelt herausſucht, ſie ſich aneignet und ſein tragiſches Ebenbild damit belaſtet. Nachſtehender, von Unmuth und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch dieſe Anmerkungen verſtändlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung.

Hamlets Monolog erſcheint hier geſteigert. Kunſt gehört dazu, beſonders das Eingeſchaltete herauszuheben und den Zuſammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewiſſer heftiger, ja excentriſcher Ausdruck nöthig iſt, um die Intention des Dichters darzuſtellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren ſind wir! Tage
Beſtehlend ſtehlen ſie ſich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünſchten Poſſe —
Lebendige Laſt auf widerſtrebendem Herzen,
In Sorgen ſtockt es, heftig ſchlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' iſt Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben iſt nichts Gegenwart — Du zählſt
Wie wenig — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterſtrome ſchrickt. Das Fröſtlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wiſſenskraft: die Todten ruf' ich
Und frage ſie: was iſt denn das wir fürchten?
Der Antwort ernſteſte iſt doch das Grab.
Und das iſt nichts, antworten ſie mir nicht —
Antwortete begrabner Prieſter Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech'ſcher Jungfrau nie entſchlafnem Geiſt
Antwort und Schickſal. Das Geliebteſte
Hatt' er gemordet, wußt' nicht wen er traf,

Starb ungeſühnt. Wenn er auch ſchon zu Hülfe
Den Zeus von Phyrus rief, Phigaliens
Arkadiſche Beſchwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten ſein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die verſetzte
Mit zweifelhaftem Wortſinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer ſchön
Und glücklich, glückverſpendend. Und was aber,
Was iſt ſie jetzt? Für meine Sünden büßt ſie —
Ein Weſen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umſonſt,
In dieſer Stunde fürcht' ich wie ich trotze.
Bis dieſe Stunde ſchreckte mich kein Schauen
Der Geiſter, guter, böſer. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefſten wihert,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Cain.

A Mystery by Lord Byron.

Nachdem ich über genanntes Werk faſt ein Jahr lang das Wunderbarſte mir hatte vorſagen laſſen, nahm ich es endlich ſelbſt zur Hand, da es mich denn zum Erſtaunen und Bewundern aufregte; eine Wirkung die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geiſt ausüben wird. Gern ſprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu ſagen; allein je tiefer man in das Werk eines ſolchen Geiſtes hineindringt, deſto mehr empfindet man wie ſchwer es ſey es in ſich ſelbſt, geſchweige für andere zu reproduciren, und vielleicht hätte ich, wie über ſo viel anderes Treffliche, geſchwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzoſe, Fabre d'Olivet, überſetzt gedachtes Stück in reimfreie Verſe und glaubt es in einer Folge von philoſophiſch-kritiſchen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun iſt mir zwar dieſe ſeine Arbeit nicht zu Geſicht gekommen, allein der Moniteur vom

23 October 1823 nimmt ſich des Dichters an, und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unſerem Sinne ſich ausdrückt, ſo weckt er unſere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geſchehen pflegt, wenn wir, unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen, endlich eine anſprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiderung finden laſſen. Wir hören den Sachwalter ſelbſt, indem er ſich folgendermaßen ausſpricht.

„Jene Scene, welche ſich bis zu Cains Verfluchung durch Eva hinaufſteigert, zeugt, unſeres Bedünkens, von der energiſchen Tiefe der Byron'ſchen Ideen; ſie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer ſolchen Mutter erkennen.

„Der Ueberſetzer fragt hier, woher wohl der Dichter ſein Urbild genommen? Lord Byron könnte ihm antworten, aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille ſeine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geſchichte ſo viele Charaktere, beherrſcht von gränzenloſen Leidenſchaften, aufſtellt.

„Wer irgend das menſchliche Herz ſcharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade ſeine mannichfachen Regungen ſich verirren können, beſonders bei den Frauen, die im Guten wie im Böſen gleich ſchrankenlos erſcheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, ſich, wenn es gleich eine erſt

entſtandene Welt und die allererſte Familie galt, an der Wahrheit verſündigt, oder ſie nach Belieben überboten zu haben. Er ſchildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen ſie in ihrer Schönheit und urſprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfriſche zu mahlen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünſchung, die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das Meiſterſtück der Vollkommenheit und Unſchuld; ſchon hatte ſie vom Verſucher jene vergifteten Gährungsſtoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu ſo viel beſſerem Zwecke beſtimmt hatte, für immer entadelt wurden; ſchon war jene reine ſüße Selbſtzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen und eine vom Feinde des Menſchengeſchlechts aufgeregte Neugierde, zu unſeligem Ungehorſam hintreibend, betrog die Abſichten des Schöpfers und entſtellte das Meiſterſtück ſeiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünſchungen gegen ſeinen Mörder Cain, erſcheint höchſt conſequent mit ſich ſelbſt, ſo wie ſie nun einmal geworden. Der ſchwache aber ſchuldloſe Abel, in welchem ſich nur ein gefallener Adam darſtellt, muß ſeiner Mutter um ſo lieber werden, als er ihr minder ſchmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinne-

rungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenſtand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Gränzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigner Sohn iſt. Einem ſo kräftigen Genie wie Lord Byron kam es zu, dieß Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumahlen, ſo mußte er es behandeln oder gar nicht."

Und ſo können wir denn ganz ohne Bedenken dieſes Wort wieder aufnehmen und was vom Beſondern geſagt iſt, vom Allgemeinen ausſprechen: Wollte Lord Byron einen Cain ſchreiben, ſo mußte er ihn ſo behandeln, ſonſt lieber gar nicht.

Das Werk ſelbſt iſt nunmehr als Original und Ueberſetzung in vielen Händen, es bedarf alſo von unſerer Seite keines Ankündigens, noch Anpreiſens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müſſen.

Der, über alle Begriffe, das Vergangene ſowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg deſſen, auch das Zukünftige mit glühendem Geiſtesblick durchdringende Dichter hat ſeinem unbegränzten Talent neue Regionen erobert: was er aber in denſelben wirken werde, iſt von keinem menſchlichen Weſen voraus zu ſehen. Sein Verfahren jedoch können wir ſchon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält ſich an den Buchſtaben der bibliſchen Ueberlieferung; indem er nun das erſte Menſchen-Paar ſeine urſprüngliche Reinheit und Schuldloſigkeit gegen eine

geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauschen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, so legt er die ungeheure Last eines solchen Ereignisses auf die Schultern Cains, als des Repräsentanten einer, ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend gestürzten, mißmuthigen Menschheit. Diesem gebeugten, schwer belasteten Ursohne macht nun besonders der Tod, von dem er noch gar keine Anschauung hat, viel zu schaffen und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühsals wünschen mag, so scheint es ihm noch widerwärtiger solches mit einem ganz unbekannten Zustande zu vertauschen. Schon hieraus sieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit sich selbst streitenden Dogmatik, wie sie uns noch immer beschäftigt, dem ersten unbehaglichen Menschensohne aufgebürdet worden.

Diese der menschlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in seiner Seele auf und ab und könnten durch die gottergebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schwester-Gattin nicht beschwichtigt werden. Um sie aber bis in's Unerträgliche zu schärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geist, der ihn erst sittlich beunruhigt, sodann aber wunderſam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröstlich schauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter obgleich nicht ſchlimmer als er war, und da er im Familienweſen alles findet wie er's verlaſſen hatte, ſo wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr ſagen wir nicht als daß die Scene in welcher Abel umkommt auf das köſtlichſte motivirt iſt; und ſo iſt auch das Folgende gleich groß und unſchätzbar. Da liegt nun Abel! Das iſt nun der Tod! von dem ſo viel die Rede war, und das Menſchengeſchlecht weiß eben ſo wenig davon als vorher.

Vergeſſen aber dürfen wir nicht, daß durch's ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöſer durchgeht, daß der Dichter alſo ſich auch in dieſem Punkte, wie in allen übrigen, unſern Auslegebegriffen und Lehrweiſen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verſtummten Cain flucht, die unſer weſtlicher Nachbar ſo trefflich günſtig heraushebt, bleibt uns nichts zu ſagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schluſſe zu nähern.

Hier äußerte nun eine geiſtreiche, in Hochſchätzung Byrons mit uns verwandte Freundin: alles was religiös und ſittlich in der Welt geſagt werden könne, ſey in den drey letzten Worten des Stückes enthalten.

Lebensverhältniß zu Byron.

Der deutsche Dichter, bis in's hohe Alter bemüht die Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dieß als das sicherste Mittel zu eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach dessen erstem Erscheinen, aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unablässig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Vermehrung und Steigerung rasch auf einander folgender Productionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die diesseitige frohe Theilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hätte nicht der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen sich selbst ein so geistreiches als gränzenloses Hervorbringen und seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Daseyn einigermaßen verkümmert.

Der deutsche Bewunderer jedoch, hierdurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Le-

ben und Dichten in aller ſeiner Excentricität, die freilich um deſto auffallender ſeyn mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken geweſen und uns die Elemente zur Berechnung einer ſolchen Bahn völlig abgingen.

Indeſſen waren die Bemühungen des Deutſchen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in ſeinen Gedichten unzweydeutige Beweiſe darlegte, nicht weniger ſich durch Reiſende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraſchend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerſpiels Sardanapalus, in den ehrenreichſten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage: ob ſolche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der deutſche mit ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen hochfühlenden, ſich ſelbſt ſeine Gegenſtände ſchaffenden, unerſchöpflichen Geiſtes mit Dank und Beſcheidenheit betrachten; auch fühlte er ſich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verſpätung, Sardanapal ohne ein ſolches Vorwort gedruckt wurde, und fand ſich ſchon glücklich im Beſitz eines lithographirten Facſimile, zu höchſt werthem Andenken.

Doch gab der edle Lord ſeinen Vorſatz nicht auf,

dem deutſchen Zeit- und Geiſt-Genoſſen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweiſen; wie denn das Trauerſpiel Werner ein höchſt ſchätzbares Denkmal an der Stirn führt.

Hiernach wird man denn wohl dem deutſchen Dichtergreiſe zutrauen, daß er einen ſo gründlich guten Willen, welcher uns auf dieſer Erde ſelten begegnet, von einem ſo hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, ſich gleichfalls bereitete mit Klarheit und Kraft auszuſprechen: von welcher Hochachtung er für ſeinen unübertroffenen Zeitgenoſſen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt ſey. Aber die Aufgabe fand ſich ſo groß, und erſchien immer größer, je mehr man ihr näher trat: denn was ſoll man von einem Erdgebornen ſagen, deſſen Verdienſte durch Betrachtung und Wort nicht zu erſchöpfen ſind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Perſon und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 ſeinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm, und auf einem kleinen Blatte wenige eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte; als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde ſeinen großen Sinn, ſeine mannichfaltigen Kräfte, an erhabengefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachſtehendes Gedicht geſchrieben:

Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelſten zu wandern,
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich dem, den ich ſo lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne ſagen?
Ihm, der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt, das tiefſte Weh zu tragen.

Wohl ſey ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet.
Er wage ſelbſt ſich hochbeglückt zu nennen.
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daſelbſt; ſchon war der treffliche Freund abgeſegelt und ſchien einem jeden ſchon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Geſendete gerade noch traf, um es im Augenblicke ſeiner Abfahrt, den 24 July 1823, mit einem reinen ſchön gefühlten Blatt erwidern zu können, als wertheſtes Zeugniß eines würdigen Verhältniſſes unter den koſtbarſten Documenten vom Beſitzer aufzubewahren.

So ſehr uns nun ein ſolches Blatt erfreuen und rühren und zu der ſchönſten Lebenshoffnung aufregen mußte, ſo erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten ſchmerzlichſten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichter-Welt über ſeinen Verluſt für uns leider

ganz

ganz insbeſondere ſchärft, die wir nach vollbrachtem großem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichſten Geiſt, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menſchlichſten Sieger perſönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß ſeine Nation, aus dem theilweiſe gegen ihn aufbrauſenden, tadelnden, ſcheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche ſich auch der Beſte hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig geweſen, wogegen der ſtaunenswürdige Ruhm, zu dem er ſein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in ſeiner Herrlichkeit gränzenlos und in ſeinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, dieſe Nation, die ſich ſo vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen ſtellen, durch die ſie ſich immerfort ſelbſt zu ehren hat.

Leben Napoleons.

Von Walter Scott.

Der reichſte, gewandteſte, berühmteſte Erzähler ſeines Jahrhunderts unternimmt die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben.

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in ſeinen frühern Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannichfaltigen hiſtoriſchen Stoff deutlichſt aufzufaſſen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehaltes ein.

Durch vieljährige literariſche Uebung gewinnt er ſich die höchſtmögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenſchaft des Romans und die Form deſſelben begünſtigt ihn, indem er durch fingirte Motive das hiſtoriſch Wahre näher an einander rückt, und zu einem Faßlichen vereinigt, während es ſonſt in der Geſchichte weit auseinander ſteht, und ſich kaum dem Geiſt, am wenigſten aber dem Gemüth ergreiflich darſtellt.

Er gibt ſich auf, die Geſchichte ſeiner Zeit dergeſtalt vorzutragen, daß er ſich die Eindrücke, welche ihm die jedesmaligen Ereigniſſe gemacht, wieder auf's genauſte vergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel anzuwenden.

Walter Scott iſt 1771 geboren, alſo fällt ſeine Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des nordamericaniſchen Kriegs.

Er war 17 bis 18 Jahr' alt bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution.

Was mußte er nicht in ſolcher Weiſe in ſolcher Zeit erleben?

Jetzo, da er ſtark in den Funfzigern ſteht, und durchaus nah genug von der Weltgeſchichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenſchaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige ſich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung dieß in mir erregen mußte, wird derjenige leicht abnehmen, der ſich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahr' älter als er, gerade im zwanzigſten Jahre perſönlich vor Paoli ſtand, und im ſechzigſten vor Napoleon.

Dieſe langen Jahre durch verſäumte ich nicht, ferner und näher mit den Weltereigniſſen in Berührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuel-

len Weiſe die Gegenſtände mir zu ordnen und einen Zuſammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünſchter ſeyn als mich in ruhigen Stunden, nach Bequemlichkeit und Belieben, mit einem ſolchen Mann zu unterhalten, der auf ſeine klare, treue und kunſtfertige Weiſe mir dasjenige vorzuführen verſprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte, und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genöthigt bin.

Dieſes ſchreibe vorläufig nieder, eben als ich das Leſen dieſes Werkes beginne und gedenke, was mir wichtig ſcheint in der Folge gleichfalls nach und nach niederzulegen.

Alsdann möchte ſich zeigen was mir neu war, theils weil ich es nicht erfuhr noch bemerkte, noch daſſelbe in ſeiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner, welche Combinationen, Ein- und Ueberſichten mir beſonders wichtig geworden.

Hiebei wird an der Betrachtung das Meiſte zu gewinnen ſeyn, daß, wie jedes Individuum die Weltgeſchichte nur auf ſeine Weiſe vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne lieſ't; ſo auch keine Partey, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig iſt, ſondern vielmehr immer erwartet und aufſucht, was ihren Begriffen zuſagt, und ihren Leidenſchaften ſchmeichelt.

Haben wir den Franzoſen, die ſo mannichfaltig auch von verſchiedenen Seiten über die Revolution ge-

ſprochen, willig zugehört; haben wir uns von Deutſchen vielfach davon unterhalten und belehren laſſen: ſo muß es höchſt intereſſant ſeyn, einen Engländer und zwar einen höchſt namhaften zu vernehmen.

Wobei denn vorauszuſehen iſt, daß er es den andern Völkerſchaften, ſo wie manchem Individuum nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortſetzung gelingen ſollte, zuallererſt meine Betrachtungen äußern und in's Klare zu bringen ſuchen, wer denn eigentlich ſpricht und zu wem!

Weimar, den 21 November 1827.

The Life
of
Friedrich Schiller.
Comprehending an examination of his works.
London 1825.

Von dieſer Biographie Schillers wäre nur das Beſte zu ſagen; ſie iſt merkwürdig, indem ſie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unſeres Dichters beweiſ't, ſo wie denn auch das Studium der Dichtungen unſeres Freundes und eine innige Theilnahme an denſelben aus dieſem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig iſt es, wie ſich der Verfaſſer eine genügende Einſicht in den Charakter und das hohe Verdienſt dieſes Mannes verſchafft, ſo klar und ſo gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten geweſen.

Hier bewahrheitet ſich jedoch ein altes Wort: der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade daß der Schottländer den deutſchen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er deſſen treffliche Eigenſchaften am ſicherſten ge-

wahr, und vermag ſich zu einer Klarheit über ſeinen Gegenſtand zu erheben, zu der ſogar Landsleute des Trefflichen in frühern Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menſchen gar leicht irre; das Beſondere der Perſon ſtört ſie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines ſolchen Mannes. Dieſer aber war von ſo außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten, und ſie durch individuelle Schickſale und Leiſtungen durchführen konnte und ſein Tagewerk dergeſtalt vollbracht ſah.

Vorwort zu Schillers Leben
aus dem Engliſchen von T. Carlyle.

Der hochanſehnlichen Geſellſchaft für ausländiſche ſchöne Literatur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Geſellſchaft, welche bisher ihre Aufmerkſamkeit inländiſcher Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieſelbe auf die ausländiſche zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie ſehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das geneigteſte gedacht hatte, zu ſchätzen wiſſe.

Selbſt mit gegenwärtigem öffentlichem Ausdruck meines dankbaren Antheils geſchieht nur fragmentariſch, was ich im beſſern Zuſammenhang zu überliefern gewünſcht hätte. Ich will aber auch das wie es mir vorliegt nicht zurückweiſen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in ſpätern Jahren ſich

an mich thätig angeſchloſſen, mich durch eine mitſchreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles reines wohlgerichtetes Beſtreben wieder ſelbſt verjüngt, mich, der ich ſie heranzog, mit ſich fortgezogen haben. Es iſt der Verfaſſer des hier überſetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von deſſen Thätigkeit und Vorzügen, ſo wie von deſſen näheren Zuſtänden nachſtehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denſelben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, ſo wird zwiſchen ihnen und ihm eine frohe wirkſame Verbindung ſich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren ſich dieſes Vermächtniſſes und ſeines fruchtbaren Erfolges zuſammen erfreuen, ſo daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier ſchließlich bitten möchte, ſchon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen voraus genießen kann.

Weimar, April 1850.

Vorwort.

Es iſt ſchon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht; denn die ſämmtlichen Nationen, in den fürchterlichſten Kriegen durcheinander geſchüttelt, ſodann wieder auf ſich ſelbſt einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß ſie manches Fremde gewahr worden, in ſich aufge-

nommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen, und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schillers geschriebene Werk kann, übersetzt, für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfasser nahm seine Kenntnisse aus Schriften, die uns längst bekannt sind, so wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgesprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schillers, und also einem jeden Deutschen, wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich seyn muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere, in seinen besten Jahren, durch Schillers Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutschen Literatur angetrieben worden.

Mir wenigstens war es rührend, zu sehen, wie die-

ſer rein und ruhig denkende Freunde, ſelbſt in jenen erſten, oft harten, faſt rohen Productionen unſres verewigten Freundes, immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und ſich ein Ideal des vortrefflichſten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deßhalb dafür, daß dieſes Werk, als von einem Jüngling geſchrieben, der deutſchen Jugend zu empfehlen ſeyn möchte: denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunſch haben darf und ſoll, ſo iſt es der: in allem Geleiſteten das Löbliche, Gute, Bildſame, Hochſtrebende, genug das Ideelle, und ſelbſt in dem nicht Muſterhaften das allgemeine Muſterbild der Menſchheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieſes Werk von Bedeutung ſeyn, wenn wir ernſtlich betrachten: wie ein fremder Mann die Schilleriſchen Werke, denen wir ſo mannichfaltige Cultur verdanken, auch als Quelle der ſeinigen ſchätzt, verehrt und dieß, ohne irgend eine Abſicht, rein und ruhig zu erkennen gibt.

Eine Bemerkung möchte ſodann hier wohl am Platze ſeyn, daß ſogar dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun, gerade in dem Augenblicke, welchen auswärts der deutſchen Literatur günſtig iſt, abermals ſeine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewiſſen Stufe der Literatur immer nützlich und wirkſam ſeyn werde.

So ſind z. B. Herder's Ideen bei uns dergeſtalt in die Kenntniſſe der ganzen Maſſe übergegangen, daß nur wenige, die ſie leſen, dadurch erſt belehrt werden, weil ſie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zuſammenhange ſchon völlig unterrichtet worden. Dieſes Werk iſt vor kurzem in's Franzöſiſche überſetzt; wohl in keiner andern Ueberzeugung als daß tauſend gebildete Menſchen in Frankreich ſich immer noch an dieſen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem Bande vorgeſetzte Bild ſey folgendes gemeldet: Unſer Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er in der Stille lebend ſich im beſten Sinne auszubilden ſuchte, und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit ſagen, in der deutſchen Literatur hiezu die meiſte Förderniß fand.

Später, um ſich ſelbſt und ſeinen redlichen literariſchen Studien unabhängig zu leben, begab er ſich, etwa zehn deutſche Meilen ſüdlicher, ein eigenes Beſitzthum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafſchaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuſtrömt, unfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle welche Craigenputtoch genannt wird, ſchlug er mit einer ſchönen und höchſt gebildeten Lebensgefährtin ſeine ländlich einfache Woh-

nung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlaſſung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geiſter, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten ſich beſtreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt ſind, erwehren ſich kaum des Wunſches, von geehrten, geliebten, weitabgeſonderten Perſonen das Portrait, ſodann die Abbildung ihrer Wohnung, ſo wie der nächſten Zuſtände, ſich vor Augen gebracht zu ſehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluſe, Taſſo's Wohnung in Sorent! Und iſt nicht immer die Bieler Inſel, der Schutzort Rouſſeau's, ein ſeinen Verehrern nie genugſam dargeſtelltes Local?

In eben dieſem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verſchaffen geſucht, und ich war um ſo mehr auf die Wohnung Herrn Thomas Carlyle's begierig, als er ſeinen Aufenthalt in einer faſt rauhen Gebirgsgegend unter dem 55ſten Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch ſolch eine treue Nachbildung der neulich eingeſendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leſer, vielleicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweiſen und dadurch, ſo wie durch eingeſchaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes,

das Intereſſe an einer edlen allgemeinen Länder- und Welt-Annäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch, d. 25 Sept. 1828.

„Sie forſchen mit ſo warmer Neigung nach unſerem gegenwärtigen Aufenthalt und Beſchäftigung, daß ich einige Worte hierüber ſagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries iſt eine artige Stadt, mit etwa 15,000 Einwohnern und als Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit anzuſehen eines bedeutenden Diſtricts in dem ſchottiſchen Geſchäftskreis. Unſer Wohnort iſt nicht darin, ſondern 15 Meilen (zwey Stunden zu reiten) nordweſtlich davon entfernt, zwiſchen den Granitgebirgen und dem ſchwarzen Moorgefilde, welche ſich weſtwärts durch Galloway meiſt bis an die iriſche See ziehen. In dieſer Wüſte von Heide und Felſen ſtellt unſer Beſitzthum eine grüne Oaſe vor, einen Raum von geackertem, theilweiſe umzäuntem und geſchmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anſtrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beſchäftigen. Wir wün-

ſchen, daß unſre Roſen- und Gärten-Büſche frohlich heranwachſen, hoffen Geſundheit und eine friedliche Gemüthsſtimmung, um uns zu fördern. Die Roſen ſind freilich zum Theil noch zu pflanzen, aber ſie blühen doch ſchon in Hoffnung.

„Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft ſind die beſten Aerzte für zarte Nerven. Dieſe tägliche Bewegung, der ich ſehr ergeben bin, iſt meine einzige Zerſtreuung; denn dieſer Winkel iſt der einſamſte in Britannien, ſechs Meilen von einer jeden Perſon entfernt die mich allenfalls beſuchen möchte. Hier würde ſich Rouſſeau eben ſo gut gefallen haben, als auf ſeiner Inſel St. Pierre.

„Fürwahr, meine ſtädtiſchen Freunde ſchreiben mein Hierhergehen einer ähnlichen Geſinnung zu und weiſſagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher, allein zu dem Zweck meine Lebensweiſe zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir ſelbſt treu bleiben könne. Dieſer Erdraum iſt unſer, hier können wir leben, ſchreiben und denken wie es uns am beſten däucht, und wenn Zoilus ſelbſt König der Literatur werden ſollte.

„Auch iſt die Einſamkeit nicht ſo bedeutend, eine Lohnkutſche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unſer brittiſch Weimar anſehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von franzöſiſchen, deutſchen, americaniſchen, engliſchen Journalen und

Zeitſchriften, von welchem Werth ſie auch ſeyn mögen, auf den Tiſchen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

„Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unſrer Höhen entdeck' ich, ungefähr eine Tagereiſe weſtwärts, den Hügel, wo Agricola und ſeine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße deſſelben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben um mich zu lieben. Und ſo muß man die Zeit wirken laſſen. Doch wo gerath' ich hin! Laſſen Sie mich noch geſtehen, ich bin ungewiß über meine künftige literariſche Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß ſchreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir, nach allen Seiten hin wohlgeſinnten, nach allgemeinſter Bildung ſtrebenden Deutſchen, wir wiſſen ſchon ſeit vielen Jahren die Verdienſte würdiger ſchottiſcher Männer zu ſchätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was ſie früher in den Naturwiſſenſchaften geleiſtet, woraus denn nachher die Franzoſen ein ſo großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philoſophie auf die Sinnesänderung der Franzoſen ausübte, um ſie von dem ſtarren Senſualism zu einer geſchmeidigeren Denkart auf dem Wege des gemeinen Menſchenverſtandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einſicht

ſicht in die wichtigſten Fächer brittiſcher Zuſtände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unſre ethiſch-äſthetiſchen Beſtrebungen in ihren Zeitſchriften auf eine Weiſe behandelt ſehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einſicht oder böſer Wille dabei obwaltete; ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Anſicht, oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele ſey. Dieſes Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugſam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollſten Blicke, welche zu erwidern wir uns verpflichtet fühlen und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unſre wohldenkenden Landsleute, in ſo fern es nöthig ſeyn ſollte, aufmerkſam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte ſchon den Wilhelm Meiſter überſetzt und gab ſodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erſchien German Romances in 4 Bänden, wo er aus den Erzählungen und Mährchen deutſcher Schriftſteller, als Muſäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er ſeiner Nation am gemäßeſten zu ſeyn glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeſchickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftſtellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weiſe, wie der Freund ſich möglichſt von der Perſönlichkeit und den Zuſtänden eines jeden zu unterrichten geſucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, ſeine Kenntniſſe immer mehr zu vervollſtändigen.

In den Edinburgher Zeitſchriften, vorzüglich in denen welche eigentlich fremder Literatur gewidmet ſind, finden ſich nun, außer den ſchon genannten deutſchen Autoren, auch Ernſt Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere, von verſchiedenen Referenten, am meiſten aber von unſerm Freunde beurtheilt und eingeführt.

Höchſt wichtig iſt bei dieſer Gelegenheit zu bemerken, daß ſie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, ſo wie alsdann über das beſondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meiſterhaft abzuſchließen.

Dieſe Edinburgh Reviews, ſie ſeyen dem Innern und Allgemeinen, oder den auswärtigen Literaturen beſonders gewidmet, haben Freunde der Wiſſenſchaften aufmerkſam zu beachten; denn es iſt höchſt merkwürdig, wie der gründlichſte Ernſt mit der freiſten Ueberſicht,

ein ſtrenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freiſinn, in dieſen Vorträgen ſich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort, in demjenigen was uns hier ſo nah angeht, eine reine einfache Theilnahme an unſern ethiſch-äſthetiſchen Beſtrebungen, welche für einen beſondern Charakterzug der Deutſchen gelten können, ſo haben wir uns gleichfalls nach dem umzuſehen, was ihnen dort von dieſer Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält:

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich ſeit meinem Hierſeyn ſchrieb, iſt ein Verſuch über Burns. Vielleicht habt Ihr niemals von dieſem Mann gehört, und doch war er einer der entſchiedenſten Genies; aber in der tiefſten Claſſe der Landleute geboren, und durch die Verwicklungen ſonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, ſo daß was er wirkte verhältnißmäßig geringfügig iſt; er ſtarb in der Mitte der Mannsjahre (1796).

„Wir Engländer, beſonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter ſeit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er ſey wenig Monate vor Schiller, in dem Jahre 1759 geboren, und keiner dieſer beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne

in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf.“

Mehr jedoch als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche unsrer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unabläßig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens voransteht, die uns wenigstens von den Aeußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die schottische Sprache grade da hinderlich war, wo er des reinsten natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unsre Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühm-

liche Darſtellung auch als unſrer Ueberzeugung gemäß unterſchreiben können.

Inwiefern übrigens unſer Burns auch in Deutſchland bekannt ſey, mehr als das Converſations-Lexikon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern literariſchen Bewegungen in Deutſchland unkundig, nicht zu ſagen: auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzeſten Wege zu weiſen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828 recenſirt von unſerm Freunde im Edinburgh Review, December 1828.

Nachfolgende Stellen daraus überſetzt, werden den Wunſch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weiſe zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchſt proſaiſchen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünſtigſten Verhältniſſen, wo ſein Geiſt, nach hoher Bildung ſtrebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und troſtloſeſten Ausſichten auf die Zukunft; ohne Förderniß als die Begriffe, wie ſie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguſon und Ramſay, als das Panier der Schönheit aufgeſteckt. Aber unter dieſen Laſten verſinkt er nicht; durch Nebel und Finſterniß einer ſo düſtern Region entdeckt ſein Adlerauge die richtigen Verhältniſſe der Welt

und des Menſchenlebens; er wächſ't an geiſtiger Kraft und drängt ſich mit Gewalt zu verſtändiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderſtehliche Regſamkeit ſeines innern Geiſtes ſtrauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Anſichten, und mit ſtolzer Beſcheidenheit reicht er uns die Frucht ſeiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann in deſſen Herzen die Anlage eines reinen Wiſſens keimt, die Töne himmliſcher Melodien vorklingen, iſt die köſtlichſte Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir ſehen in ihm eine freiere, reinere Entwickelung alles deſſen was in uns das Edelſte zu nennen iſt; ſein Leben iſt uns ein reicher Unterricht und wir betrauern ſeinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte ſo wie belehrte.

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzuvornehmer Gleichgültigkeit warf ſie ihn aus der Hand als ein Weſen ohne Bedeutung. Es war entſtellt und zerſtört ehe wir es anerkannten: ein ungünſtiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menſchliche Daſeyn ehrwürdiger zu machen, aber ihm war eine weisliche Führung ſeines eigenen nicht geworden. Das Geſchick — denn ſo müſſen wir in unſerer Beſchränktheit reden — ſeine Fehler, die Fehler der Andern laſteten zu ſchwer auf ihm, und dieſer Geiſt, der ſich erhoben hätte, wäre

es ihm nur zu wandern geglückt, ſank in den Staub, ſeine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er ſtarb, wir dürfen wohl ſagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und ſo eine freundlich warme Seele, ſo voll von eingebornen Reichthümern, ſolcher Liebe zu allen lebendigen und lebloſen Dingen! Das ſpäte Tauſendſchönchen fällt nicht unbemerkt unter ſeine Pflugſchar, ſo wenig als das wohlverſorgte Neſt der furchtſamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit, verweilt er in dieſen ernſten Scenen der Verwüſtung; aber die Stimme des Windes wird ein Pſalm in ſeinem Ohr; wie gern mag er in den ſauſenden Wäldern dahin wandern: denn er fühlt ſeine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherſchreitet. Eine wahre Poetenſeele! ſie darf nur berührt werden und ihr Klang iſt Muſik.

„Welch ein warmes allumfaſſendes Gleichheitsgefühl, welche vertrauenvolle, gränzenloſe Liebe! welch edelmüthiges Ueberſchätzen des geliebten Gegenſtandes! Der Bauer, ſein Freund, ſein nußbraunes Mädchen ſind nicht länger gering und dörfiſch, Held vielmehr und Königin; er rühmt ſie als gleich würdig des Höchſten auf der Erde. Die rauhen Scenen ſchottiſchen Lebens ſieht er nicht im arkadiſchen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer ſolchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug.

Armuth fürwahr iſt ſein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelſinn, welche unter dem Strohdach wohnen, ſind lieb und ehrwürdig ſeinem Herzen. Und ſo über die niedrigſten Regionen des menſchlichen Daſeyns ergießt er die Glorie ſeines eigenen Gemüths und ſie ſteigen, durch Schatten und Sonnenſchein geſänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche ſonſt die Menſchen kaum in dem Höchſten erblicken.

„Hat er auch ein Selbſtbewußtſeyn, welches oft in Stolz ausartet, ſo iſt es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes mißlauniſches Gefühl, ein freies und geſelliges. Dieſer poetiſche Landmann beträgt ſich, möchten wir ſagen, wie ein König in der Verbannung: er iſt unter die Niedrigſten gedrängt und fühlt ſich gleich den Höchſten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen ſtreitig mache. Den Zudringlichen kann er abſtoßen, den Stolzen demüthigen, Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeſchlecht haben bei ihm keinen Werth. In dieſem dunklen Auge iſt ein Feuer, woran ſich eine abwürdigende Herablaſſung nicht wagen darf; in ſeiner Erniedrigung, in der äußerſten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majeſtät der Poeſie und Mannheit. Und doch, ſo hoch er ſich über gewöhnlichen Menſchen fühlt, ſondert er ſich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Intereſſe Theil, ja er wirft ſich in ihre Arme und, wie ſie auch

ſeyen, bittet er um ihre Liebe. Es iſt rührend zu ſehen, wie in den düſterſten Zuſtänden dieſes ſtolze Weſen in der Freundſchaft Hülfe ſucht, und oft ſeinen Buſen dem Unwürdigen aufſchließt; oft unter Thränen an ſein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundſchaft nur als Namen kennt. Doch war er ſcharf- und ſchnellſichtig, ein Mann vom durchdringendſten Blick, vor welchem gemeine Verſtellung ſich nicht bergen konnte. Sein Verſtand ſah durch die Tiefen des vollkommenſten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in ſeinem Herzen. So zeigte ſich dieſer Landmann unter uns: eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten vom gemeinſten Winde berührt, ihn zu geſetzlicher Melodie verwandelten. Und ein ſolcher Mann war es, für den die Welt kein ſchicklicher Geſchäft zu finden wußte, als ſich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Acciſe auf den Talg zu berechnen und Bierfäſſer zu viſiren. In ſolchem Abmühen ward dieſer mächtige Geiſt kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, eh' uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutſchen zu ihrem Schiller Glück wünſchen, ſo wollen wir in eben dieſem Sinne auch die Schottländer ſegnen. Haben dieſe jedoch unſerm Freunde ſo viel Aufmerkſamkeit und Theilnahme erwieſen, ſo wär' es billig, daß wir auf gleiche Weiſe ih-

ren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Geſellſchaft, der wir gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt ſehen, wenn er dieſen freundlichen Gegendienſt einer ſo verehrungswürdigen Nation zu leiſten den Entſchluß faſſen und das Geſchäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den erſten Dichtergeiſtern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein ſehr ſauber und augenfällig gedrucktes Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieſes Büchlein, mit beſonderer Kenntniß der deutſchen Literatur, in einer die Ueberſicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen der es ausgearbeitet und den Buchhändlern Ehre, welche ernſtlich das bedeutende Geſchäft übernehmen, eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar ſo, daß man in allen Fächern überſehen könne was dort geleiſtet worden, um ſowohl den Gelehrten, den denkenden Leſer, als auch den fühlenden und Unterhaltung ſuchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutſche Schriftſteller und Literator, der ſich in irgend einem Fache hervorgethan, dieſen Katalog aufſchlagen um

zu forſchen: ob denn auch ſeiner darin gedacht, ſeine Werke, mit andern Verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutſchen Buchhändlern wird es angelegen ſeyn zu erfahren: wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne ſetze, und ſie werden nichts verabſäumen um mit jenen die Angelegenheit ſo ernſthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und daſſelbe immerfort lebendig zu erhalten.

Wenn ich nun aber das von unſerm ſchottiſchen Freunde vor ſo viel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm ſo wohl anſtehenden Beſcheidenheit zurückſieht, hiedurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere: ſo erlaube er mir einige ſeiner neuſten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinſamen Fortſchritte am beſten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22 December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweytenmale den Briefwechſel geleſen und ſende heute einen darauf gegründeten Aufſatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der

auswärtigen, beſonders der deutſchen Literatur, ſich mit wachſender Schnelle verbreitet ſo weit die engliſche Zunge herrſcht, ſo daß bei den Antipoden, ſelbſt in Neuholland, die Weiſen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß ſogar in Oxford und Cambridge, unſern beiden engliſchen Univerſitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der inſulariſchen eigenthümlichen Beharrlichkeit ſind betrachtet worden, es ſich in ſolchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geſchickten Ueberſetzer gefunden und in Oxford haben zwey bis drey Deutſche ſchon hinlängliche Beſchäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewiſſe Augen zu ſtark ſeyn; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen ſich nur einander kennen, und der gegenſeitige Haß wird ſich in gegenſeitige Hülfleiſtung verwandeln, und anſtatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt ſind, werden wir alle natürliche Freunde ſeyn.“

Wenn uns nach allem dieſem nun die Hoffnung ſchmeichelt, eine Uebereinſtimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde ſich durch nähere Kenntniß der verſchiedenen Sprachen und Denkweiſen nach und nach erzeugen: ſo wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutſchen Literatur zu ſprechen, welcher

ſich in einem beſondern Falle höchſt wirkſam erweiſen möchte.

Es iſt nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drey brittiſchen Königreiche nicht gerade in dem beſten Einverſtändniſſe leben, ſondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugſam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei ſich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß wie die deutſche ethiſch-äſthetiſche Literatur durch das dreyfache Britannien ſich verbreitet, zugleich auch eine ſtille Gemeinſchaft von Philogermanen ſich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, ſo nahverwandten Völkerſchaft, auch unter einander, als vereinigt und verſchmolzen ſich empfinden werden.

German Romance.

Vol. IV.

Edinburgh 1827.

Um den Sinn dieſes Titels im Deutſchen wieder zu geben müßten wir allenfalls ſagen: Muſterſtücke, romantiſcher, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutſcher Autoren welche ſich in dieſem Fache hervorgethan haben; ſie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Muſäus, Tieck, Hofmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier anmuthiger Sprache. Merkwürdig ſind die einem jeden Autor vorgeſetzten Notizen, die man, ſo wie die Schilleriſche Biographie, gar wohl rühmen, auch unſern Tagesblättern und Heften zu Ueberſetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa ſchon uns unbewußt geſchehen iſt, empfehlen darf. Die Lebenszuſtände und Ereigniſſe ſind mit Sorgfalt dargeſtellt und geben von dem individuellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung deſſelben auf ſeine Schriften genugſame Vorkenntniß. Hier ſowohl wie in der Schilleriſchen Biographie beweiſt Herr Carlyle

eine ruhige, klare, innige Theilnahme an dem deutſchen poetiſch-literariſchen Beginnen; er gibt ſich hin an das eigenthümliche Beſtreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, jeden an ſeiner Stelle, und ſchlichtet hiedurch gewiſſermaßen den Conflict der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich iſt. Denn leben und wirken heißt eben ſo viel als Partey machen und ergreifen. Niemand iſt zu verdenken wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm ſeine Exiſtenz ſichert, und einen Einfluß verſchafft der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt ſich nun hiedurch der Horizont einer innern Literatur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunſt und Nebel ſich ſetzen, zerſtreuen und verſchwinden, und ſieht jene fernen Regionen vor ſich aufgeklärt mit ihren lichten und beſchatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt ſind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeſchrieben, eingeſchaltet ſtehen, ſollte man auch finden daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich geſteht daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Nationen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allgemein Menſchliche gerichtet. In jedem Beſondern, es ſey nun hiſtoriſch, mythologiſch,

fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erſonnen, wird man durch Nationalität und Perſönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchſcheinen ſehen.

Da nun auch im praktiſchen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdiſch Rohe, Wilde, Grauſame, Falſche, Eigennützige, Lügenhafte ſich durchſchlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet; ſo iſt zwar nicht zu hoffen daß ein allgemeiner Friede dadurch ſich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grauſam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß iſt es was die Uebrigen ſich anzueignen haben. Die Beſonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um ſie ihr zu laſſen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation ſind wie ihre Sprache und ihre Münzſorten: ſie erleichtern den Verkehr, ja ſie machen ihn erſt vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am ſicherſten erreicht, wenn man das Beſondere der einzelnen Menſchen und Völkerſchaften auf ſich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch feſthält, daß das wahrhaft Verdienſtliche ſich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menſchheit angehört. Zu einer ſolchen Vermittelung und wechſelſeitigen Anerkennung tragen die Deutſchen

ſeit langer Zeit ſchon bei. Wer die deutſche Sprache verſteht und ſtudirt, befindet ſich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er ſpielt den Dolmetſcher, indem er ſich ſelbſt bereichert.

Und ſo iſt jeder Ueberſetzer anzuſehen, daß er ſich als Vermittler dieſes allgemein geiſtigen Handels bemüht, und den Wechſeltauſch zu befördern ſich zum Geſchäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Ueberſetzens ſagen mag, ſo iſt und bleibt es doch eines der wichtigſten und würdigſten Geſchäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran ſagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in ſeiner eigenen Sprache.“ So iſt jeder Ueberſetzer ein Prophet in ſeinem Volke. Luthers Bibelüberſetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn ſchon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was iſt denn das ganze ungeheure Geſchäft der Bibelgeſellſchaft andres, als das Evangelium einem jeden Volke in ſeine Sprache und Art gebracht zu überliefern?

Wallenstein.

From the German of Fr. Schiller.

Edinburgh 1827.

Wenn ich oben durch ein poetiſches Gleichniß auf das Gefühl hindeutete, welches Ueberſetzungen unſerer dichteriſchen Arbeiten jederzeit erregen müſſen, ſo wird man mir gern zugeſtehen, daß ich bei einer Ueberſetzung Wallenſteins eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieſer höchſt bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfaſſer nicht von der Seite. Er hatte die Gabe über das was er vorhatte, ja ſo eben arbeitete, ſich mit Freunden beſprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur ſeines ewig reflectirenden Geiſtes; es ſtörte ſeine Production keineswegs, ſondern regelte ſie und gab ihr Geſtalt, wie aus unſrer durch zehn Jahre geführten Correſpondenz nächſtens zu erſehen ſeyn wird.

Bracht' ich nun, nach ſeiner Vollendung, dieſes dreyfache Werk, gemeinſchaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Pro-

ben, die Mühſeligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig zur Erſcheinung gelangte; wohnte ich ſo mancher Vorſtellung in kritiſch dirigirendem Sinne bei; klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauſpielers individuellem nicht immer rein correſpondirendem Sprachton mir vor die Ohren, wußt' ich das Gedicht auswendig: ſo wird man mir verzeihen, wenn ich ſage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, ſo daß ich es in vielen Jahren weder wiederſehen noch leſen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakſpeare's entgegen, die große Analogie zweyer vorzüglicher Dichterſeelen ging mir lebhaft auf; es war das erſte friſche wieder, daſſelbe in einem andern, und ſo neu daß es mich wieder mit ſeiner völligen Kraft ergriff und die innerlichſte Rührung hervorbrachte. Die Vorrede iſt höchſt bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schiller'ſchen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu überſetzen wagt, gibt er hiſtoriſche Kenntniß, den Schlußgeſang aber überſetzt er, und wir vernehmen ihn auf's Neue in fremder Sprache eben ſo aufregend wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Edinburgh Review und Foreign- und Foreign Quarterly Reviews vom Jahre 1828.

Des Edinburgh Review, ſodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir dießmal nur flüchtig erwähnen.

Dieſe Zeitſchriften, wie ſie ſich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirkſamſte beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede ſeyn könne, die Nationen ſollen übereindenken, ſondern ſie ſollen nur einander gewahr werden, ſich begreifen, und wenn ſie ſich wechſelſeitig nicht lieben mögen, ſich einander wenigſtens dulden lernen. Wenn nun dießmal mehrere Geſellſchaften, welche die brittiſchen Inſeln mit dem Auslande bekannt zu machen die Abſicht haben, in ſich ſelbſt wirklich übereinſtimmend erfunden werden; ſo erfahren wir Ausländer dadurch wie man dort geſinnt iſt, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen geſtehen wir

gern, daß ſie höchſt ernſt, aufmerkſam, mit Fleiß, umſichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen; und für uns wird das Reſultat ſeyn, daß wir über unſre eigne kaum vergangene Literatur, die wir gewiſſermaßen ſchon beſeitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzuſtellen genöthigt werden. Bemerkenswerth iſt beſonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier worin derſelbige wirkt, bei dieſer Gelegenheit zu überſchauen.

Bei den poetiſchen Leiſtungen von Ernſt Schulze kommt die Einwirkung Wielands durch Beiſpiel, die Theilnahme Bouterwecks durch freundſchaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus, von Klingemann, gibt Gelegenheit das neuere deutſche Trauerſpiel, ſein Beſtreben und Unternehmen darzuſtellen.

Victor Couſins philoſophiſche Fragmente geben Anlaß ungünſtig von der deutſchen Philoſophie überhaupt zu ſprechen, und ſich zuletzt für Jacobi's Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutſchen Reiſenden veranlaſſen den Referenten auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutſchland gern als eine große Einheit ſehen möchten und als Mittelpunkt derſelben uns eine große Hauptſtadt wünſchen. Bei den Aſſaſſinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu ſehr als Parteyſchriftſteller auftrete, und den Wider-

willen gegen die neuſten geheimen Geſellſchaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufſatz, der von einigen Schriften welche Franz Horn angehören ausgeht, beſchäftigt ſich, dieſe im Rücken laſſend, gleichfalls auf eine höchſt merkwürdige Weiſe die Labyrinthe deutſcher Denkart und Kunſt zu durchwandern und darzuſtellen. Werners Leben und Schriften ſcheinen ſie mit dem billigſten Ernſt behandelt zu haben; aber wir geſtehen gern, daß uns der Muth fehlte jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bei redlich menſchlicher Theilnahme, bitterlich gelitten, nochmals hiſtoriſch-kritiſch gelaſſenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweiſe jener Kunſtrichter fordert in vielfachem Sinne unſere Aufmerkſamkeit. Bei mannichfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpunkten übereinſtimmenden Urtheile auf eine wo nicht geſchloſſene Geſellſchaft doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weiſe herangewachſener Zeitgenoſſen. Bewundernswürdig iſt der redliche Fleiß, ſind die ſorgfältigen Bemühungen die ſie anwenden ſich in unſern verwickelten äſthetiſch-literariſchen Zuſtänden umzuſchauen, ſie von einem höheren Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken; daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

The Foreign Quarterly Review.

Nr. 1. July 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieſer Zeitſchrift die ſittlich-äſthetiſchen Bemühungen der Deutſchen aufgenommen und angeſehen ſind. Der Referent dieſes Faches iſt ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns ſelbſt und andere verdanken werden.

In dem erſten Aufſatz überſchrieben: On the Supernatural in Fictious Compositions, welches wir überſetzen möchten, das Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unſeres Hoffmanns den Anlaß genommen ſeine Gedanken auszuſprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geſchichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geiſt gebracht wird; ſodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer vorſchreite, bis ſie endlich, wenn ſie keine höhere bändigende Kunſt anerkennt, ſich ganz und gar in's Falſche verliert, das Gräßliche, Schreck-

liche in's Unnatürliche und Unmögliche ſteigert und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat eine eigene Art von Kritik, es iſt dieſelbe welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenſtände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet und ſie eben dadurch jedem Urtheil offenbar vorlegt. Hoffmann's talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines vorzüglichen auf den Tod gefolterten Weſens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen iſt: „Wir müſſen uns von dieſen Raſereyen losſagen, wenn wir nicht ſelbſt toll werden wollen.“

Hören wir ihn ferner: „Es iſt unmöglich Mährchen dieſer Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es ſind nicht die Geſichte eines poetiſchen Geiſtes, ſie haben kaum ſo viel ſcheinbaren Gehalt als den Verrücktheiten eines Mondſüchtigen allenfalls zugeſtanden würde; es ſind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen kranken Gehirns, denen wir, wenn ſie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen oder durch ihr Seltſames überraſchen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerkſamkeit widmen können. Fürwahr! die Begeiſterungen Hoffmann's gleichen oft den Einbildungen die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beiſtand des Arztes als des Kritikers

fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er seiner Einbildungskraft ernster geboten hätte, ein Schriftsteller der ersten Bedeutung geworden wäre, so dürfte er doch, indem er dem kranken Zustand seines zerrütteten Wesens nachhängt, jener gränzenlosen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffassungen als anheim gegeben erscheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu besiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und sonstige Reinigungen, verbunden mit gesunder Philosophie und überlegter Beobachtung, würden unsern Hoffmann wie jenen bedeutenden Schriftsteller zu einem gesunden Geisteszustand wieder zurückgebracht haben und seine Einbildungskraft, in einem gleichen und stetigen Flug sich bewegend, hätte vielleicht das höchste Ziel poetischer Kunst erreicht. — Seine Werke jedoch wie sie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muster der Nachahmung aufzustellen seyn, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anschaulich machen, wie die fruchtbarste Einbildungskraft erschöpft werden kann durch einen leichtsinnigen Verschwendungstrieb des Besitzers.“

Wir können den reichen Inhalt dieses Artikels unsern Lesern nicht genugsam empfehlen: denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend

fördernde Neuigkeiten geſunden Gemüthern eingeimpft worden.

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Production aus dem Reiche der Literatur ausſchließen kann und ſoll, ſo beſteht denn doch das immerfort ſich wiederholende Unheil darin, daß wenn irgend eine Art von wunderlicher Compoſition ſich hervorthut, der Verfaſſer von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmſte iſt, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenoſſen nach ſich reißt.

Würden vorzügliche Geiſter ſich auf mehr als Eine Weiſe verſuchen, ſo würden ſie ſich und andere überzeugen können, daß durch mannichfaltige Uebung der Geiſt eben ſo vielſeitig wirkſam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umſicht gewinnt.

Daß eine gewiſſe humoriſtiſche Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entſpringen könne, davon hat der Verfaſſer der neuen Meluſina ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete ſich aber den Verſuch zu wiederholen, weil das Unternehmen ſchwieriger iſt als man denkt.

In dieſem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimmiſchen Kindermährchen zu empfehlen, wo der naturfeſte Bauerjunge der immer von Schaudern (Grieſeln) hört, und höchſt neugierig was denn das eigentlich für eine Empfindung ſey? die geſpenſterhafteſten Abenteuer mit realiſtiſcher Gemüthsruhe beſteht und durch eine Reihe der fürchterlichſten Zuſtände hindurch, bei welchem dem Leſer wirklich ſchaudert, ſeinen reinen Proſaismus bewährt, einen Tod- und Teufels-Spuk als ganz etwas Gemeines behandelt, und im höchſten Glück ſich nicht beruhigen kann, daß ihm eine ſolche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich, durch einen abſurden Weiberſpaß, belehrt wird was denn eigentlich Schauern ſey.

Der Gegenſatz von Aeußerem und Innerem, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüſtlichem geſundem Sinn und geſpenſtiſchem Trug kann nicht beſſer dargeſtellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weiſe zu beruhigen iſt, finden wir meiſterhaft erfunden, und ſo platt die Auflöſung ſcheinen mag, getrauen wir uns doch ſie als höchſt geiſtreich anzurühmen.

Whims and Oddities.

1827.

Dieß Werk, deſſen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu überſetzen wäre, läßt ſich ſchwer beurtheilen. Zuvörderſt wird der Leſer dadurch äußerſt irre, daß die eingeſchalteten barocken Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und proſaiſchen Aufſätze, denen ſie beigegeben ſind, wirklichen Bezug haben; man ſucht im Texte Uebereinſtimmung mit den Bildern, und findet keine; ein andermal gehören ſie wieder ganz eigentlich zuſammen, und es brauchte Zeit bis man hierüber ganz im Reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoriſten rechten oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefällt ſich, nach allen Seiten hinzudeuten, ſich in Anſpielungen zu ergehen, welche der continentale Leſer wohl ſchwerlich alle ſich zurecht legen könnte. Mannichfaltige Stellen ſo verſtorbener als lebender Poeten und Schriftſteller aller Art, beſonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht er in ſeinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in ſolchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, ſo geſteht man dem Autor, wie dem Skizziſten, Geiſt und Talent ſehr gerne zu. Die proſaiſchen Aufſätze ſind lebhaft humoriſtiſch, aber mäßig, nicht fratzenhaft; der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetiſchen Sinn, aber man freut ſich an einem klaren freien Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich brav iſt er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Giſcht weiß er recht gut zu mahlen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt alles, ſelbſt was ſich zum Erhabenen hinneigt, in's Abſurd-Poſſenhafte, welches denn bei'm erſten Aufſchlagen ſogleich einem jeden Leſer zum voraus angekündigt iſt.

IV.

Italiänische Literatur.

Bemerkung.

Das Uebrige von Italiänischer Literatur, was hier wäre mitzutheilen gewesen, findet sich bereits am Ende des 38sten Bandes abgedruckt.

Dante.

Bei Anerkennung der großen Geiſtes- und Gemüths-Eigenſchaften Dante's werden wir in Würdigung ſeiner Werke ſehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu ſeiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunſt in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieſer ſinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrſchte auch ihn. Er faßte die Gegenſtände ſo deutlich in's Auge ſeiner Einbildungskraft, daß er ſie ſcharf umriſſen wiedergeben konnte; deßhalb wir denn das Abſtruſeſte und Seltſamſte gleichſam nach der Natur gezeichnet vor uns ſehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, ſondern auf eine oder andere Weiſe ſeinen Zweck ausführen und ſeine Geſtalten umgränzen hilft. Der Ueberſetzer nun iſt ihm hierin meiſt gefolgt, hat ſich das Vorgebildete vergegenwärtigt, und, was zu deſſen Darſtellung erforderlich war, in ſeiner Sprache und ſeinen Reimen zu leiſten geſucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünſchen übrig, ſo iſt es in dieſem Betracht.

Die ganze Anlage des Dante'ſchen Höllenlocals hat etwas Mikromegiſches und deßhalb Sinneverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefſten Abgrund ſoll man ſich Kreis in Kreiſen imaginiren; dieſes gibt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer wie es ſeyn möchte, uns immer als etwas künſtleriſch Beſchränktes vor die Einbildungskraft ſich hinſtellt, indem man ja von oben herein alles bis in die Arena und dieſe ſelbſt überblickt. Man beſchaue das Gemählde des Orgagna und man wird eine umgekehrte Tafel des Cebes zu ſehen glauben, ſtatt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung iſt mehr rhetoriſch als poetiſch, die Einbildungskraft iſt aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, ſo werden wir durch den ſeltſamen Reichthum der einzelnen Localitäten überraſcht, in Staunen geſetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Hier, bei der ſtrengſten und deutlichſten Ausführung der Scenerey, die uns Schritt für Schritt die Ausſicht benimmt, gilt das was ebenmäßig von allen ſinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Perſonen ſelbſt, deren Strafen und Martern, zu rühmen iſt. Wir wählen ein Beiſpiel, und zwar den zwölften Geſang:

Rauhfelſig war's da wo wir niederklommen,
Das Steingehäuf' den Augen übergroß;
So wie ihr dieſer Tage wahrgenommen
Am Bergſturz dießſeits Trento, der den Schoß

Der Etsch verengte, niemand konnte wissen
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß? —
Von Felsenmassen, dem Gebirg entrissen,
Unübersehbar lag der Hang bedeckt,
Fels über Felsen zackig hingeschmissen,
Bei jedem Schritte zaudert' ich erschreckt.

So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern sorglich, schwankend aber wanken
Sie unter meinem Fuß, der neuen Last.
Er sprach darauf: in düstersten Gedanken
Beschauest du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth, sie trieb ich in die Schranken;
Allein vernimm: als in der Hölle Nacht
Zum erstenmal so tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher eh der herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises große Beut' entrungen,
Erbebte so die grause Finsterniß
Daß ich die Meinung faßte: Liebe zücke
Durch's Weltenall und stürz' in mächtigem Riß
In's alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang festgeruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Zuvörderst nun muß ich folgendes erklären: obgleich in meiner Original-Ausgabe des Dante Venedig 1739 die Stelle: e quel bis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, so bleibt sie mir doch bloß auf das Local bezüglich. Der Ort war gebirgig, rauh-felsig (alpestro),

aber das iſt dem Dichter nicht genug geſagt; das Beſondere daran (per quel ch'iv'er'anco) war ſo ſchrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher um ſich und andern nur einigermaßen genug zu thun, erwähnt er, nicht ſowohl gleichnißweiſe als zu einem ſinnlichen Beiſpiel, eines Bergſturzes, der, wahrſcheinlich zu ſeiner Zeit, den Weg von Trento nach Verona verſperrt hatte. Dort mochten große Felſenplatten und Trümmerkeile des Urgebirgs noch ſcharf und friſch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, ſondern ſo, daß die einzelnen großen Stücke hebelartig aufruhend durch irgend einen Fußtritt leicht in's Schwanken zu bringen geweſen. Dieſes geſchieht denn auch hier als Dante herabſteigt.

Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Chriſti Höllenfahrt, um nicht allein dieſen Sturz, ſondern auch noch manchem andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Urſache zu finden.

Die Wanderer nähern ſich nunmehr dem Blutgraben, der, bogenartig, von einem gleichrunden ebenen Strande umfangen iſt, wo Tauſende von Centauren umherſprengen und ihr wildes Wächterweſen treiben. Virgil iſt auf der Fläche ſchon nah genug dem Chiron getreten, aber Dante ſchwankt noch mit unſicherem Schritt zwiſchen den Felſen; wir müſſen noch einmal dahinſehen, denn der Centaur ſpricht zu ſeinen Geſellen:

„bemerkt der hinten kommt bewegt
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt."

Man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsen-Sturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sey?

In den übrigen Gesängen lassen sich, bei veränderter Scene, eben ein solches Festhalten und Ausmahlen durch Wiederkehr derselben Bedingungen finden und vorweisen. Solche Parallel-Stellen machen uns mit dem eigentlichsten Dichtergeist Dante's auf den höchsten Grad vertraut.

Der Unterschied des lebendigen Dante und der abgeschiedenen Todten wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geistigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft, woran sie seine Körperlichkeit erkennen.

L' E c o,

Giornale di Scienze, Lettere, Arti Commercio e Teatri.

Milano 1828.

Eine Zeitschrift mit diesem Jahre begonnen, empfiehlt sich sogleich durch ihr Aeußeres, welches einen Beweis gibt, wie hoch man jenseits der Alpen das Publicum zu ehren wisse.

Wir haben die ersten 47 Blätter vor uns und können, den Mitarbeitern sowohl wie den Redactoren, das beste Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen geistvoll heiteren Freisinn, hinlängliche Uebersicht fremder Literatur neusten Datums, überhaupt Umsicht von hohem Standpunkte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bei ernstem Wollen Mäßigung im Ganzen.

Sie sind auf dem Alterthum und auf ihrer ältesten Literatur gegründet, sodann aber vernimmt man was die Italiäner neuerlich unter sich verkehren, was sie dem Ausländer mittheilen möchten, was sie von

uns, mit besonderer Gunst angesehenen Deutschen, und wie sie es brauchen können; wie sie sich gegen die Franzosen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug dafür zu sorgen was das Publicum Tag für Tag wissen möchte, zugleich aber auch Aufmerksamkeit für das höhere Wissenswerthe. Dieses Blatt, auf solche Weise fortgesetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren ästhetischen Gesichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern italiänischen Prosa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags sich überrascht finden und sich dabei erinnern, daß Mailand schon seit geraumer Zeit mit Florenz in sprachthümlichem Conflict liege. Daher ist uns der Gedanke gekommen, diese Blätter den Lehrern der italiänischen Sprache im Auslande zur Benutzung bei'm Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute was sich bei diesem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge sich in der Folge bewähren.

V.

Orientalische Literatur.

Toutinameh,

übersetzt von Prof. Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Kosegarten.

Es wird mit Recht das Papagaienbuch genannt, denn der Papagai spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen: eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ungefähr erblickten Fremden; durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sey weniger gefährlich ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun putzt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt, bei einbrechender Nacht, den dämonisch-weisen Haus-Papagaien um Rath, welcher die List erdenkt durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dieß wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre gränzenlosen Mährchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinameh, von einem Dichter Sijai eddin Nechschebi, im Jahr Christi 1329 vollendet, der darin ältere Erzäh-

lungen, indiſchen Urſprungs, bearbeitet hatte; hievon gibt uns Profeſſor Koſegarten im Anhange genugſame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken überſetzte Werk, fällt wahrſcheinlich in den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Höchſt intereſſant iſt es daher dasjenige was uns aus dem Alten mitgetheilt wird mit dem Neuen zu vergleichen; jenes hat große Fülle, ächt orientaliſch-poetiſche Vorſtellungsarten, die Erzählung iſt ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechſelnd und vermannichfaltigt; wir finden die ächten Eigenſchaften einer wohl durchdachten originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen daß die öſtlichen Völker in zweyhundert Jahren viel proſaiſcher geworden und ſich ſchon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem mährchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe, begnügen mochten. Indeſſen iſt es wohl denkbar daß dieſe Behandlungsweiſe dem Weſtländer fürs erſte mehr zuſage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wiſſen wir Herrn Iken vielen Dank daß er dieſes Werk vorläufig in die deutſche Literatur eingeführt, Intereſſe dafür erregt und unſern jüngern talentvollen Schriftſtellern Gelegenheit gegeben, ſich an manchen bisher unbekannten Geſchichten nach eigener Weiſe her-

vorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutſchen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächſt den Almanachen und Taſchenbüchern friſchen Succurs zuführen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirtern Belobung des ältern Toutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umſtändlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchſt nothwendig ſey: denn wer eine leidenſchaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl erſonnene, bedeutende, gehaltreiche Mährchen bereit halten, ſondern er muß auch in der Ausführung ſo reich, exuberant, reizend und anregend ſeyn, daß die Einbildungskraft vor ſolcher Kraft ſtaunend nicht wüßte wohin ſie ſich wenden, wie ſie alles faſſen ſolle. Wie uns ja eine ſchöne Perſon, herrlich geſchmückt, noch ſchöner vorkommt und wir zwiſchen Geſtalt und Hülle ſchwankend hin und her gezogen werden.

Und ſo gibt das alte Werk, obgleich nur in Proſa geſchrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientaliſchen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichniſſe und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenſtände. Das Meer, das zum Geburtstag eines Königsſohns geladen, mit allen ſeinen Schätzen und Herr-

lichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichſte Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannichfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu ſagen daß es Nacht geworden ſey, die lieblichſten Gleichniſſe vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufſteigenden Mond in friſcher Geſtalt zu begrüßen. Möge dieſes Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermans Händen ſeyn und Herr Profeſſor Koſegarten uns bald möglichſt die gedachte ältere Bearbeitung ganz überſetzt geben, wornach uns die drey mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Lied der Liebe,

das älteste und schönste aus dem Morgenlande.

Neu übersetzt und ästhetisch erklärt

durch

Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit.

Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1820.

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist dießmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: nur Wärme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart. (S. 33.)

Der besondere Inhalt ist: Ein junges schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomons Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe

ſchon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm iſt ſie im Wachen und Träumen, und der Geliebte ſehnt ſich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo ſie zur erſten Königin einweiht, ſie mit aller Pracht und höchſten Liebkoſungen umgibt. Sie bleibt kalt und der König muß ſie in ihre Thäler wieder ziehen laſſen. Die ſich wieder findenden Liebenden beſiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer erſten ſüßen Zuſammenkunft.

Die Anlage und Ausführung iſt dramatiſch, alle Betheiligten äußern ſich unmittelbar jedes auf ſeinem Ort, ſeiner Lage, ſeinen Neigungen und Wünſchen gemäß. Und ſo löſ't ſich der epiſche Unzuſammenhang doch in einem Zuſammenhange auf.

VI.

Volkspoesie.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun, —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Volkspoesie.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten, theils einzeln, theils in Massen, dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Gesänge reichen vom Olympus bis an's baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten seyn, daß mich gar mannichfaltiges Interesse hin und wieder zog, aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deßhalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs mitgetheilten neugriechischen; man wird die kräftigen Contraste zwischen tüchtigem

Freiſinn in der Wildniß und einer, zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbariſchen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerſpenſtigen Charakter ſchon ganz dargeſtellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn ſelbſt begegnet, daß wir, wie in unſern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen deſſelben Thema's, auf zuſammengeſchmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen ſchon öfters ſtoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch wie ſehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerſchaften ſich wirklich unter einander in ihren Liedern entſchieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im allgemeinen ausſprechen, ſondern lieber nach und nach durch Beiſpiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu dieſem Zweck von allen Seiten Beiträge höchſt willkommen ſeyn werden, ſo erſuchen wir ſchließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechiſche Lieder im Original und glücklich überſetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zuſagend, ſich mit uns hierüber zu verſtändigen und zu der ausgeſprochenen löblichen Abſicht mitzuwirken.

Frithiof's Saga.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165, 1822 eine neue Behandlung jener kühnen frischen, nordischen Ueberlieferung, welche der geniale Tegnér unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helwig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jederman zugänglich und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Bydrn, zwey kühne Seehelden, werden tief im Winter durch's Eis an's Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiof's Braut, Ingeborg, sich früher angemaßt hatte. Der Seeheld von unbezwinglichem Verlangen getrieben die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen, nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn,

aufgeregt beweiſ't er ſeine Kraft, und aus der rohen thieriſchen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürſt nimmt's gut auf und bietet ihm die Gaſtfreundſchaft für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit ſeiner Gemahlin wagt ſich im Schlitten auf's Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd in's Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt ſich ſchlafen in den Schoß des Fremden. Ein ſchwarzer Vogel ſingt in den Birkenzweigen und treibt ihn den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft ſein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geſchlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, ſondern hinterliſtig zu ihm gekommen ſey; ſodann zeigt er ſich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof ſchlägt's aus, bekennt daß ihn die Götter haſſen und verfolgen, daß auch ſie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt,

Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze wieder auf's Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze gibt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Wallhalla-Saal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes und können wohl ohne Einschiebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seyen, dürfen wir unsern, mit dem Norden befreundeten, Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser auf's eiligste das ganze Werk vollenden und die werthe Uebersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses See-Epos in gleichem Sinn und Ton vollständig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnig-zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegen kommt.

VI.

Die Königs-Wahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotſchaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürſt Ring iſt todt, bevor nun ſteht
Die Königs-Wahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es ſchneidet gut.

Die Knaben ſchaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht;
Und heben wohl das Schwert zu zweyn,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein ſchlank
Mit emſ'gem Sinn
Und ſchaut erröthend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond im Blut! —
Heil Dir, Du eh'rner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets deiner freien Bruſt entſtieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall biſt Du im Krieg,
Deß Stimm' im Rath.

So ſammelt ſich bei Schild-Getön
Die Schaar im Feld,
Zum offnen Ting, der Himmel ſchön
Iſt ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königs-Sohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind iſt's dort,
„Das Männer nicht zu führen weiß
„Mit Fürſten Wort."

Doch Frithiof auf das Schild-Rund ſchwang
Das Kind ſogleich:
„Schaut! — von der Eiche die da ſank
„Grünt hier ein Zweig! —

„Erkennt im holden Kindes-Bild
„Den Stamm ſo hehr;
„Er fühlt ſo leicht ſich auf dem Schild
„Wie Fiſch im Meer.

„Ihm ſchützen will ich vor Gefahr
„Sein Reich und Land,
„Und ſetz' ihm einſt Rings Kron' auf's Haar
„Mit eigner Hand.

„Forſete, Baldurs hoher Sohn!
„Ich rufe Dich
„Zum Zeugen, weich' ich je davon,
„Zerſchmettre mich!" —

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß ſtolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne ſchaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins im raſchen Muth
Zur Erde ſprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ting
All' gleich geſinnt:
„Dich küren wir! Werd' einſt wie Ring
„Du Schildes-Kind!

„Und bis Du groß, ſoll dieſer Dir
„Zur Seite ſtehn.
„Jarl Frithiof, Dir vermählen wir
„Die Mutter ſchön."

Doch der ſchaut finſter drein und ſpricht:
„'s iſt Königs-Wahl,
„Nicht Hochzeit heut — die feir' ich nicht
„Nach fremder Wahl.

„Zum Zwieſprach muß ich jetzo gehn
„In Baldurs Hain
„Mit meinen Nornen, denn ſie ſtehn
„Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schild-Jungfrau'n
„Hab' ich im Sinn,
„Die unterm Baum der Zeiten bau'n,
„Und drüber hin,

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
„Und klarem Blick —
„Nur Er, der mir die Braut geraubt,
„Gibt ſie zurück.“

Küßt drauf die Stirn dem Königs-Sohn
Und ſtumm entlang
Der Haide, fern entſchwand er ſchon
Mit ſtillem Gang.

Serbiſche Lieder.

Schon ſeit geraumer Zeit geſteht man den verſchiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen beſondern Werth zu, es ſey nun daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familien-Verhältniſſe, auf Einigkeit und Streit, auf Bündniſſe und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr ſtilles häusliches und herzliches Intereſſe vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beſchäftigt man ſich in Deutſchland ernſtlich und gemüthlich damit, und ich läugne nicht daß ich unter diejenigen gehöre die ein auf dieſe Vorliebe gegründetes Studium unabläſſig ſelbſt fortſetzten, auf alle Weiſe zu verbreiten und zu fördern ſuchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieſer Sinnes- und Geſanges-Art verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componiſten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hiebei geſtehen wir denn gerne, daß jene ſogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch ſchmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Muſik nicht anzupaſſenden Tönen einherfließen, ſich

meiſt in weicher Tonart ergehen und ſo das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls verſetzen, in der wir einem gewiſſen allgemeinen unbeſtimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genuſſe gern verweilen und uns in der Folge immer wieder ſehnſüchtig darnach zurückbeſtreben.

Sehen wir aber endlich ſolche Gedichte geſchrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, ſo werden wir ihnen nur alsdann entſchiedenen Werth beilegen, wenn ſie auch Geiſt und Verſtand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beſchäftigen, und uns eines urſprünglichen Volksſtammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn ſie uns die Localitäten woran der Zuſtand gebunden iſt, und die daraus hergeleiteten Verhältniſſe, klar und auf das beſtimmteſte vor die Anſchauung führen.

Indem nun aber ſolche Geſänge ſich meiſt aus einer ſpätern Zeit herſchreiben, die ſich auf eine frühere bezieht, ſo verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den älteſten Zeiten gemäßen Vortrag; und in ſolchen Rückſichten werden wir uns an einer natürlichen kunſtloſen Poeſie nur einfache, vielleicht eintönige, Rhythmen gefallen laſſen.

Von gar Mannichfaltigem was in dieſer Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die neugriechiſchen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an

welche die ſerbiſchen, obgleich alterthümlicher, gar wohl ſich anſchließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: ſolche Nationalgedichte ſind einzeln, außer Zuſammenhang, nicht füglich anzuſehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigſten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menſchliche wiederholt ſich in allen Völkern, gibt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Intereſſe; das Beſonderſte aber eines jeden Volks befremdet nur, es erſcheint ſeltſam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche das wir noch nicht in einen Begriff auffaſſen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben: in Maſſe muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor ſich ſehen, da alsdann Reichthum und Armuth, Beſchränktheit oder Weitſinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit ſich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unſer Geſchäft ungeſäumt an. Wir gedenken von ſerbiſchen Liedern zunächſt zu ſprechen.

Man erinnere ſich jener Zeiten wo unzählbare Völkerſchaften ſich von Oſten her bewegen, wandernd, ſtockend, drängend, gedrängt, verwüſtend, anbauend, abermals im Beſitz geſtört und ein altes Nomaden-Leben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Osten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen sogenannten Serbien.

Das ältere serbische Locale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es ist schwer sich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb sich wenige Zeiten gleich, wir finden es bald ausgedehnt, bald zusammengedrängt, zersplittert oder gesammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man sich die Landschaft weiter und breiter als in unsern Zeiten, und will man sich einigermaßen an Ort und Stelle versetzen, so halte man vorerst an dem Zusammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt sich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erstern Flusses hinauf, des andern hinunter, hat sie diese nördliche Gränze gewonnen: so erlaube sie sich dann südwärts in's Gebirg und darüber weg, bis zum adriatischen Meer, ostwärts bis gegen Montenegro hin zu schweifen.

Schaut man sich sodann nach näheren und fernen Nachbarn um, so findet man Verhältnisse zu den Venetianern, zu den Ungarn und sonstigen wechselnden Völkern; vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechischen Kaiserthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; späterhin

bleibt mehr oder weniger daſſelbe Verhältniß zum türkiſchen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen, und, um ihren Beſitz zu ſichern, auf den nächſten und ferneren Höhen, ſo Schlöſſer als befeſtigte Städte erbauten, ſo bleibt das Volk immer in kriegeriſcher Spannung; ihre Verfaſſung iſt eine Art von Fürſtenverein unter dem loſen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Erſuchen wohl Folge leiſten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Deſpoten hält man viel, ja ausſchließlich, auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geiſtlichkeit verwahrt liegen, oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, ſo ſehr ſie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein hiſtoriſcher Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen ſey, ſo entſteht die Frage: inwiefern die Chronologie derſelben auszumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Factum geſetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht ſey? eine Frage die ohnehin bei mündlich überlieferten Geſängen ſehr ſchwer zu beantworten ſeyn möchte. Ein altes Factum iſt da, wird erzählt, wird geſungen, wieder geſungen; wann zum erſten- oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und

Und ſo wird ſich denn auch jene Zeitrechnung ſerbiſcher Gedichte erſt nach und nach ergeben; wenige ſcheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1355 ſich auszuſprechen, ſodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptſitz des türkiſchen Kaiſers in Adrianopel; ſpätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byzanz die türkiſche Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt ſieht man in den neueſten Tagen Türken und Chriſten friedlich durcheinander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechſelſeitig einwirkend.

Die älteſten zeichnen ſich bei ſchon bedeutender Cultur durch abergläubiſch barbariſche Geſinnungen aus; es finden ſich Menſchenopfer und zwar von der widerwärtigſten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feſte Scutari erbaut werden könne, welches um ſo roher erſcheint als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit ſolcher Schutz- und Trutz-Gebäude zu ſichern.

Von kriegeriſchen Abenteuern ſey nun billig vorerſt die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiſer zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß ſteht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechiſchen Hercules, dem perſiſchen Ruſtan auftreten, aber freilich in ſcythiſch höchſtbarbariſcher Weiſe. Er iſt der oberſte und unbezwinglichſte aller ſerbiſchen Helden, von gränzen-

loſer Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und funfzig Jahre und wird ſelbſt dreyhundert Jahre alt; er ſtirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß ſelbſt nicht wie er dazu kommt.

Die frühſte dieſer Epochen ſieht alſo ganz heidniſch aus, die mittleren Gedichte haben einen chriſtlichen Anſtrich; er iſt aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke ſind der einzige Troſt deſſen, der ſich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation iſt eines poetiſchen Aberglaubens; gar manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte ſpielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weiſſagungen, Vögelbotſchaften werden die wackerſten Menſchen verſchüchtert.

Ueber alle jedoch und überall herrſcht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderſtehlich Schickſalsweſen, in der Einöde hauſend, Berg' und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weiſſagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengeſtalt erſcheinend, als Jägerin höchſt ſchön geprieſen, endlich ſogar als Wolkenſammlerin geltend: im Allgemeinen aber von den älteſten Zeiten her, wie überhaupt alles ſogenannte Schickſal, das man nicht zur Rede ſtellen darf, mehr ſchadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den

überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amſelfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerni Georg ſind wohl auch noch dichteriſche Denkmale übrig geblieben; in der allerneueſten Zeit ſchließen ſich die Stoßſeufzer der Sulioten unmittelbar an; zwar in griechiſcher Sprache aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die ſich nicht in ſich ſelbſt zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht in's Gleichgewicht zu ſetzen geeignet ſind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, ſondern in ganzer Maſſe an ſich heran nehmen, genießen und ſchätzen kann, ſind von der größten Schönheit; ſie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden ſie geiſtreich, ſcherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder von beiden Seiten, überraſcht und ergötzt; man iſt klug und kühn, Hinderniſſe zu beſiegen, um zum erſehnten Beſitz zu gelangen; dagegen wird eine ſchmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Ausſichten über das Grab hinüber beſchwichtigt.

Alles was es auch ſey iſt kurz, aber zur Genüge dargeſtellt, meiſtens eingeleitet durch eine Naturſchilderung, durch irgend ein landſchaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfin-

dungen die wahrhafteſten. Ausſchließliche Zärtlichkeit iſt der Jugend gewidmet, das Alter verſchmäht und hintangeſetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlaſſen; dagegen erweiſ't ſich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr ſeinem Pferd als ſeiner Schönen zugethan. Hält man aber ernſtlich und treulich zuſammen, ſo wird gewiß die unwillkommene Herrſchaft eines Bruders, oder ſonſtiger Verwandten, wenn ſie Wahl und Neigung ſtört, mit viel Entſchloſſenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch ſich ſelbſt erkannt, und es iſt ſchon gewagt die Mannichfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den ſerbiſchen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu ſchildern, wie wir gleichwohl in folgendem, zu Anregung der Aufmerkſamkeit zu thun uns nicht verſagen.

1) Sittſamkeit eines ſerbiſchen Mädchens, welches die ſchönen Augenwimpern niemals aufſchlägt. Von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenſchaftliche Verwünſchung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte ſchläft ſo ſüß, ſie ſcheut ſich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Roſe, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Peſt verwüſtet. 6) Verwünſchung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer; ſeltſamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbotſchaft, der Verlobten gebracht durch zwey Nachtigallen, welche ihren dritten

Geſellen den Bräutigam vermiſſen. 9) Lebensüberdruß, über ein erzürntes Liebchen; drei Wehe ſind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden der als Brautführer ſeine Geliebte einem Dritten zuführen ſoll. 11) Liebeswunſch; ein Mädchen wünſcht ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Beſorgt um den Geliebten will das Mädchen nicht ſingen, um nicht froh zu ſcheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Witwe freie, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen ſchilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-frohes Geſpräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr ſeines Herrn Neigung und Abſichten verräth. 18) Fluch dem Ungetreuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weiſe. 21) Unterſchied von Geſchenk und Ring. 22) Hirſch und Wila. Die Waldgöttin tröſtet den liebekranken Hirſch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebſten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die ſchöne Kellnerin; ihr Geliebter iſt nicht mit unter den Gäſten. 26) Liebevolle Raſt nach Arbeit; ſehr ſchön! es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen, Capitulation um Erlöſung. 28) Zwiefache Verwün-

ſchung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und ſonſtiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte ſeyn? 32) Liebesfreuden verſchwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde feſſelt den Bruder, der die Schweſter zu beſuchen zögert. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet ſie am Tage, überraſcht ſie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlaſſene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drey Mädchen wünſchen, Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beſte Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren, Reue deßhalb. 39) Stille Neigung; höchſt ſchön. 40) Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeit-Anſtalten, Ueberraſchung der Braut. 42) Eilig neckiſch. 43) Gehinderte Liebe, verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangeſetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längſten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über alles, über Vater, Mutter und Brüder, an den gerüſteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Nah und verſagt. 50) Wen nahm ſich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene bald befreite Nachtigall. 53) Serbiſche Schönheit. 54) Locken wirkt am ſicherſten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit wenigem das Nöthige zu melden, hat ſeine beſondere Schwierigkeit.

Die ſerbiſche theilt ſich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und ſüdlichen. Dem erſten gehört das Ruſſiſche, Polniſche, Böhmiſche, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die ſerbiſche Mundart iſt alſo eine Unterabtheilung des ſüdſlaviſchen Dialekts, ſie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menſchen und darf unter allen ſüdſlaviſchen für die kräftigſte geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation ſelbſt ein Widerſtreit; zwey Parteyen ſtehen gegen einander und zwar folgendermaßen:

Die Serben beſitzen eine alte Bibel-Ueberſetzung aus dem neunten Jahrhundert, geſchrieben in einem verwandten Dialekt, dem altpannoniſchen. Dieſer wird nun von der Geiſtlichkeit und allen die ſich den Wiſſenſchaften widmen, als Sprachgrund und Muſter angeſehen; ſie bedienen ſich deſſelben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünſtigen ihn; dagegen halten ſie ſich entfernt von der Sprache des Volks, ſchelten dieſe als abgeleitet von jenem und als Verderb des ächten rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber dieſe Sprache des Volks genauer, ſo erſcheint ſie in urſprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verſchieden und in ſich ſelbſt le-

bendig, allem Ausdruck des thätigſten Wirkens und eben ſo poetiſcher Darſtellung genügend. Die in derſelben verfaßten Gedichte ſind es, von denen wir ſprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmern Theil der Nation gering geſchätzt werden; deßwegen ſie auch niemals aufgeſchrieben noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit ſie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich ſchien, deren Urſache uns aber jetzt erſt, da ſie gehoben iſt, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieſer Literatur zu reden, ſo muß ich vorerſt geſtehen daß ich keinen der ſlaviſchen Dialekte, unerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch ſtudirt und alſo von aller Original-Literatur dieſer großen Völkerſchaften völlig abgeſchloſſen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, inſofern ſolche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon ſind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggeſang der edlen Frauen Aſan Aga überſetzte, der ſich in des Abbate Fortis Reiſen auch von da in den Morlackiſchen Notizen der Gräfin Roſenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Franzöſiſchen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortſtellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen ſodann von Gedichten ſämmtlicher ſlaviſchen Sprachen; jedoch nur einzeln ſah ich ſie vor

mir, weder einen Hauptbegriff konnt' ich faſſen, noch die Abtheilungen charakteriſtiſch ſondern.

Was nun aber die ſerbiſchen Gedichte betraf, ſo blieb ihre Mittheilung aus oben gemeldeter Urſache ſchwer zu erlangen. Nicht geſchrieben, ſondern durch mündlichen Vortrag, den ein ſehr einfaches Saiteninſtrument, Gusle genannt, begleitet, waren ſie in dem niedern Kreiſe der Nation erhalten worden; ja es ereignete ſich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieſes Geſuch abgeſchlagen wurde, weil die guten einfachen Menſchen ſich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunſtloſen im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Geſänge einigermaßen hochſchätzen könne. Sie fürchteten vielmehr daß man dieſe Naturlieder mit einer ausgebildeten deutſchen Dichtkunſt ungünſtig vergleichen und dadurch den roheren Zuſtand ihrer Nation ſpöttiſch kund zu geben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernſtlichen Abſicht überzeugte man ſie durch die Aufmerkſamkeit der Deutſchen auf jenen Klaggeſang, nnd mochte denn wohl auch durch gutes Betragen die längſterſehnte Mittheilung obgleich nur einzeln hin und wieder erlangen.

Alles dieſes war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann Namens Wuk Stephanowitſch Karadgitſch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit ſeiner Mutter-

ſprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre und ihre Volkspoeſie liebgewonnen hätte. Er benahm ſich mit dem größten Ernſt in dieſer Sache und gab im Jahre 1814 in Wien eine ſerbiſche Grammatik an den Tag und zugleich ſerbiſche Volkslieder hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich ſie mit einer deutſchen Ueberſetzung; auch jener Trauergeſang fand ſich nunmehr im Original; allein wie ſehr ich auch die Gabe werth hielt, wie ſehr ſie mich erfreute, ſo konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Weſten hatten ſich die Angelegenheiten verwirrt, und die Entwicklung ſchien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Oſten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeſchiedenheit eine Zeit lang entfernt von Weſten und Norden.

Nun aber enthüllt ſich dieſe langſam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab ſich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Härtel'ſchen Officin drey Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben geſprochen wurde, ſodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieſes Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutſchland denſelben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothekar Grimm in Kaſſel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbiſche; er überſetzte die Wukiſche Grammatik und be-

gabte ſie mit einer Vorrede die unſern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Ueberſetzungen, die in Sinn und Sylbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Prof. Vater, der gründliche und zuverläſſige Forſcher, nahm ernſtlichen Theil, und ſo rückt uns dieſes bisher fremd gebliebene und gewiſſermaßen zurückſchreckende Studium immer näher.

Auf dieſem Punkt nun wie die Sachen gekommen ſind, konnte nichts erfreulicher ſeyn als daß ein Frauenzimmer von beſondern Eigenſchaften und Talenten, mit den ſlaviſchen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die ſerbiſche entſchied, ſich mit aufmerkſamſter Thätigkeit dieſem Lieder-Schatz widmete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leiſtung ein Ende machte. Sie überſetzte, ohne äußeren Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Maſſe der vorliegenden Gedichte und wird in einem Octavband ſo viel derſelben zuſammenfaſſen als man braucht um ſich mit dieſer ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung wird's nicht fehlen, die das was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umſtändlicher darlege, um einen wahren Antheil dieſer verdienſtvollen neuen Erſcheinung allgemein zu fördern.

Die deutſche Sprache iſt hiezu beſonders geeignet; ſie ſchließt ſich an die Idiome ſämmtlich mit Leichtigkeit

an; ſie entſagt allem Eigenſinn und fürchtet nicht daß man ihr Ungewöhnliches, Unzuläſſiges vorwerfe; ſie weiß ſich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, ſo wohl zu finden, daß wenn man auch ihren Autoren bei ſelbſteignen Productionen irgend eine ſeltſamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, ſie dürfe ſich bei Ueberſetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es iſt keine Kleinigkeit wenn eine Sprache dieß von ſich rühmen darf: denn müſſen wir es zwar höchſt dankenswerth achten, wenn fremde Völkerſchaften dasjenige nach ihrer Art ſich aneignen was wir ſelbſt innerhalb unſeres Kreiſes Originelles hervorgebracht, ſo iſt es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimiſche bei uns zu ſuchen haben. Wenn uns eine ſolche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, ſo wird der Ausheimiſche in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müſſen, und die Waaren, die er aus der erſten Hand zu nehmen beſchwerlich fände, durch unſere Vermittelung empfangen.

Um alſo nun vom Allgemeinſten in's Beſonderſte zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die ſerbiſchen Lieder ſich in deutſcher Sprache beſonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beiſpiele vor uns, Wuk Stephanowitſch überſetzte uns zu Liebe

mehrere derſelben wörtlich, Grimm auf ſeinem Wege war geneigt ſie im Sylbenmaße darzuſtellen; auch Vatern ſind wir Dank ſchuldig, daß er uns das wichtigſte Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitſch, im Auszuge proſaiſch näher brachte, und ſo verdanken wir denn auch der raſchen unmittelbar einwirkenden Theilnahme unſerer Freundin ſchnell eine weitere Umſicht die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Volkslieder der Serben,

übersetzt von Fräulein von Jakob.

Göttingische gelehrte Anzeigen, Stück 192.

Grimm's Recensionen.

Auszug daraus.

Die Lieder nahe zu unübersetzlich.

Glückwunsch zu dieser Uebersetzung.

Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, sie zu lesen.

Betrachtung des Uebersetzens.

Lage der ersten Uebersetzer.

Liebe zum Original.

Wunsch es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigenthümlichkeiten seiner Nation.

Annäheruug bis zur Untreue, so daß das Original nicht mehr kenntlich ist.

Vergleichung älterer und neuerer deutscher Uebersetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit sich andern Ausdrucksweisen zu fügen; die Nation gewöhnt

ſich immer mehr, Fremdartiges aufzunehmen, ſowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Ueberſetzerin hat das Glück in eine ſolche Zeit zu kommen; ſie hat nicht nöthig, ſich vom Original weit zu entfernen; ſie hält am Sylbenmaß und genaueren Vortrag.

Erwünſcht, daß die Ueberſetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau beſehen, ſtehen die ſerbiſchen Zuſtände, Sitten, Religion, Denk- und Handels-Weiſe ſo weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einſchmeicheln bei uns bedurfte, um ſie durchaus gangbar zu machen.

Es iſt nicht wie mit dem nordweſtlichen Oſſianiſchen Wolkengebilde, das als geſtaltlos, epidemiſch und contagios in ein ſchwaches Jahrhundert ſich herein ſenkte und ſich mehr als billigen Antheil erwarb; dieſes ſüdöſtlich-Nationelle iſt hart, rauh, widerborſtig; ſelbſt die beſten Familienverhältniſſe löſen ſich gar bald in Haß und Parteyung auf.

Das Verhältniß gegen die Europa antaſtenden Türken iſt zweydeutig, wie aller ſchwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt ſich ein Theil dem Sieger und Ueberwinder, daher werden die kräftiger Widerſtehenden verrathen, und die Nation, für die ſie Partey genommen, geht unter vor unſern Augen.

Dieſe unerfreulichen Ereigniſſe werden noch mehr verdüſtert durch eine bloß formelle Religion, durch eine

Buch- und Pergament-Autorität, wodurch allein barbariſcher Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird; durch einen ſeltſamen ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten gelten läßt, durch Menſchenopfer Städte zu feſtigen denkt, dem eine Schickſalsgöttin, erſt als ferne Laut- und Berg-Stimme bis zur ſichtbaren ſchönen Jägerin, bis zum verwundbaren Weſen, in den wichtigſten Angelegenheiten gehorchen muß.

Noch nicht genug. Todte ſtehen auf und beſuchen auferſtehende Todte; von Engeln läßt ſich hie und da was blicken, aber untröſtlich, und nirgendshin iſt ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen abſoluten monſtroſen Helden, kurz gebunden, wie irgend einer, der uns, ſo ſehr wir ihn auch anſtaunen, keineswegs anmuthen mag. Eine unglückliche Mohrenprinzeß, welche ihn im Gefängniß ungeſehen durch freundliche Worte tröſtet, ihn befreit und ſchatzbeladen zu Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finſterniß liebevoll umfängt. Als er aber Morgens das ſchwarze Geſicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm ſodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Klöſter, die er hierauf reuig ſtiftet, die Gottheit und unſre Gemüther verſöhnen. Nun freilich imponirt er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich böſen Bogdan durch ſeinen Heldenblick zurückdrängt, ſo daß

jener

jener nichts weiter mit ihm zu thun haben will; wenn er die Wila ſelbſt beſchädigt und ſie Beſchluß und That zurückzunehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erſcheinung immer abzwingt, nicht verſagen, aber wohlthuend iſt er uns ſo wenig als ſeine Genoſſen.

Alles dieſes iſt zwar als charakteriſtiſch, aber nicht zu Ungunſten von uns aufgeſtellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß dieſe barbariſchen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines deutſchen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was ſie aufnehmen konnte wird uns nicht widerwärtig ſeyn; was ſie mittheilen wollte werden wir dankbar anerkennen.

Jene ſtrenge Darſtellung ſoll eigentlich nur den deutſchen Leſer auf einen ernſten Inhalt des Buches vorbereiten; denn ſelbſt die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes, und die Heldengedichte, wenn ſie gleich von den leiſeſten menſchlichen Empfindungen durchflochten ſind, halten ſich von uns immer in einer gewiſſen Entfernung.

Hier iſt alſo der Fall, wo wir dem Deutſchen wie auch dem auswärtigen gebildeten Publicum zumuthen können, nicht etwa auf eine ſentimentale Weiſe jene der cultivirten Welt als excentriſch erſcheinenden Zuſtände ſich aneignen zu wollen, ſich einen Genuß nach beſonderer Art vorzubilden; nein! wir verlangen, daß wir es

wagen, jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geſchähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es perſönlich, zu beſuchen, unſere Einbildungskraft mit dieſen Zuſtänden zu bereichern und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Ueberſetzung.

Mögen nach Jahren erfüllt werden.

Das Annähernde, Gelenke, Geläufige iſt das Wünſchenswerthe des Augenblicks.

Steigerung der Ueberſetzungsforderungen,

Von der laxeſten Art bis zur ſtricten Obſervanz.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anlockung für Fremde, Deutſch zu lernen; nicht allein der Verdienſte unſrer eignen Literatur wegen, ſondern weil die deutſche Sprache immermehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen ſich in ihr vereinigen.

Und ſo können wir ſie ohne Dünkel empfehlen.

Wer ſeit einem halben Jahrhundert die ſchiefen Urtheile der übrigen europäiſchen Nationen über unſre Literatur beobachtet hat und ſie nach und nach durch theilnehmende umſichtige Ausländer berichtigt ſieht, der darf mit einiger nationellen Selbſtgenügſamkeit ausſprechen, daß jene Nationen in gewiſſen Fächern ihre Vornirtheit abgelegt und zu einer freieren Umſicht gelangt ſind, als

ſie mit uns und unſern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnet der franzöſiſchen Sprache nicht ihre Converſations- und diplomatiſche Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutſche ſich nach und nach zur Weltſprache erheben.

Serbiſche Gedichte.

Der zweyte Theil der Ueberſetzung ſerbiſcher Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unſrer jungen Freundin verdanken, ſollte mir Anlaß geben über dieſe auch mir ſehr ſchätzenswerthe Nationalpoeſie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich ſchon manches deßhalb zurecht geſtellt, als ich in den Göttingiſchen Anzeigen No. 197, Jahr 1826, eine Recenſion fand, welche mich aller weitern Aeußerung überhebt. Sie iſt von dem gründlichſten Sprachkenner verfaßt, der eben ſo gut das allgemeine Organ wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu ſchätzen weiß. Nachträglich aber darf ich Folgendes bemerken:

Die ſerbiſchen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im Stillen, werden uns auf einmal durch verſchiedenartige Ueberſetzungen bekannt, welche ſich ſonſt in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die ſonſt gewöhnliche Accommodation, wie ſie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man ſeinem Volke alles Mitzutheilende ſo nach Geſchmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte,

um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verſchaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben, und wir ſehen nun, neben der ernſt und ſtreng an das Original ſich haltenden Ueberſetzung des Herrn Grimm, einen, bei aller Hochachtung für das Original, mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir ſchon in Maſſe die tüchtigſten Heldengeſänge und die zarteſten Liebeslieder als unſer deutſches Eigenthum anſehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Geſanges.

Wenn die beiden erſten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapſoden oder den eines gefühlvollen Alleinſingers vorausſetzen, ſo gelangen wir hier zum luſtigen Geſammtſang und treffen das Vaudeville, das nicht allein durch einen ſinnig-wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zuſammen hält, ſondern auch in ſinnloſen, ja unſinnigen Klängen die Sinnlichkeit und was ihr angehört aufregt und ſie zu einem gemeinſamen Taumel auffordert.

Dieſes iſt das Erbtheil der geſelligen Franzoſen, worin ſie ſich von jeher überſchwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit Beranger ſich meiſterhaft erweiſ't, wir würden ſagen muſterhaft, wenn er nicht gerade, um ſo ein trefflicher Poet zu ſeyn, alle Rückſichten die

man einer gebildeten Welt ſchuldig iſt, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte hiebei ſeyn, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgeübteſten gerade auf der Stufe der leichtfertigſten Lyrik zuſammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen daß es eine allgemeine Weltpoeſie gebe und ſich nach Umſtänden hervorthue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, überall wo die Sonne hinſcheint iſt ihre Entwicklung gewiß.

Dieſe Andeutungen fortzuſetzen enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der ſerbiſchen Literatur werden ſchnell genug deutſches Gemeingut werden und wir behalten uns vor, ſobald noch mehreres zur Kenntniß gekommen, unſere Gedanken weiter mitzutheilen.

So weit waren wir gelangt als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel: Wila, eine neue Sammlung ſerbiſcher Volkslieder zunächſt herausgeben werde. Da nun hier der ſprach- und ſinngewandte Mann dieſe Angelegenheit zu fördern ſich abermals geneigt erweiſ't, ſo zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächſt an ihn erlaſſen, freundlichſt aufnehmen und ſein Talent in dieſer Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Das Neueſte Serbiſcher Literatur.

Simeon Milutinovitſch, ein für die Poeſie ſeiner Nation wie für die dichteriſchen Erzeugniſſe der unſrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig 35 Jahre alt, war früher als Schreiber bei dem Senate in Belgrad angeſtellt, vertauſchte aber, als Czerny Georg ſeine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handſchar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Miloſch für die Freiheit ſeines Vaterlandes, wanderte, als dieſes dem türkiſchen Joche ſich wieder ſchmiegen mußte, nach Beſſarabien, fing dort an die Heldenthaten der vorzüglichſten Bojaren dichteriſch zu beſchreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daſelbſt, unterſtützt vom Fürſten Miloſch, in der Breitkopf- und Härtel'ſchen Officin, wo er wußte daß ſein Freund Wuk Stephanowitſch die ſerbiſchen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Preſſe zu übergeben. Er hat es nun vollendet und es liegt ein Exemplar, in vier kleinen Duodezbänden, vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit die ſeiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie ſein Gedicht. Er hat es Serbianca genannt, und es enthält in aneinandergereihten Taborien oder Heldenliedern, eine epiſche Schilderung der Aufſtandskriege Serbiens, deren wichtigſte Momente er als Augenzeuge am beſten darzuſtellen vermochte.

Der wackere Verfaſſer hat auf theilnehmendes Anſuchen uns den vollſtändigen Inhalt ſeines Gedichtes ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze bei prüfender Ueberſicht höchſt merkwürdig, und es iſt vielleicht das erſte Mal daß eine alte Volksliteratur ſich durch ſo lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünſchen daß dieſes Gedicht überſetzt, und zwar von Herrn Gerhard überſetzt werden möge, der ſich die Denk- und Lebens-Weiſe, woran dieſe Nation gewöhnt iſt, genugſam bekannt gemacht hat.

Es erſcheint als etwas ganz Eigenes daß wir den Czerny Georg und ſeine Gehülfen in eben dem Conflict mit dem Türken ſehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchſt intereſſant war uns die Aehnlichkeit und den Unterſchied beiderlei Aufſtands gegen verjährte Uſurpation zu erkennen. Und ſo bleibt uns dieſes Gedicht, in wie weit wir uns damit befreunden konnten, höchſt merkwürdig als Wiederholung oft verſuchten Beſtrebens, intereſſant durch die ſchönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber iſt auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf

gröſsere Nachbarſtaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht, und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns im voraus auf die Abſtammung des ſchwarzen Georg von dem unüberwundenen Marko, wie ſie ſich in dieſen Gedichten nahezu mit hiſtoriſcher Zuverſichtlichkeit wird darſtellen laſſen.

Schlieſslich wenden wir uns noch mit dem freundlichſten Geſuche an die drey von uns gerühmten Theilnehmer an dieſem ſchönen Geſchäft und ſprechen den Wunſch aus: Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten jedes in ſeiner Art nicht nachlaſſen, dieſe ſo wichtige als angenehme Sache unabläſſig zu fördern.

Nationelle Dichtkunst.

Die serbische Poesie hat sich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten aber stockenden Versuchen, endlich in den Literaturen des Westens dergestalt ausgebreitet, daß sie weiter keiner Empfehlung bedarf und sogar eine Anzeige des Neusten fast überflüssig scheint.

Herrn Gerhards Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieses leicht auffassenden und glücklich wiedergebenden Talents, ist in jedem Sinne höchst merkwürdig. Schon dehnt sich die beschränkte Mythologie dieser Halbbarbaren mannichfaltiger aus; erst hatten wir eine vielfach erscheinende Wila, nun zeigen sich deren zwey; schon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in Einem geistigen Wesen zu denken nicht mehr verträglich, sondern es treten schon untergeordnete begleitende Wilen hervor, und so wird nach und nach die Fabelwelt dieser Nation ziemlich geisterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchsten göttlichen Wesens aber scheint sie sich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden,

ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern selbst übernehmen. Indessen wird auch ihr Heldenkreis vor unserer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er sich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher schon bekannten halsstarrig unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienstliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten lassen, nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige nonsensicalische Lieder herumziehender heischender Mädchen und Kinder, an welche der Deutsche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn schon erinnert worden. Wir aber wurden persönlich in eine vorpolizeyliche Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten drey Königen, sodann den Fastnachtssängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Butterstemmeln und gemahlte Eyer zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem diesem scheint nur noch der Erntekranz übrig zu seyn, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die früheren Wort und Versprechen, sie sind zu uns herübergeführt und wir werden derselben gar manche in froher Gesellschaft, bei traulichen, wohl auch bei Festmahlen, er-

tönen zu laſſen nicht verſäumen; hier iſt eine gränzenloſe Anregung an unſere zahlreichen Componiſten.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort ſich um die ſerbiſche Dichtkunſt verdient zu machen; ſind doch die Deutſchen längſt gewohnt mehr als Einen Ueberſetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu ſehen.

Genannte Freundin hat uns unlängſt abermals einige ihrer Ueberſetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; ſie hält ſich feſt an der Stelle die ſie früher ſchon behauptet, und kennt genau die Vorzüge welche aus der unmittelbar darſtellenden Art entſpringen, die uns gerad in die Gegenwart des Erzählten verſetzt.

Es iſt dieſes ein Unmerkliches, welches wohlempfunden ſeyn will, und durch das Ganze durchgehen muß, aber höchſt wichtig, weil der poetiſche Vortrag ſich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geſchichtlichen unterſcheidet.

Servian popular poetry,

translated by John Bowring.

London 1827.

Wie es uns mit ſchönen geliebten Perſonen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraſchen, ſo oft wir ſie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, ſo war es auch mir zu Muthe als ich die bekannten und anerkannten ſerbiſchen Gedichte in engliſcher Sprache wieder las. Sie ſchienen ein neues Verdienſt erworben zu haben; es waren dieſelbigen Geſtalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns ſchon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer ruſſiſchen Anthologie beſchenkt, wodurch wir mit jenen entfernten öſtlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache ſcheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, ſondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns ſchon längſt durch Lieb' und Freundſchaft verwandt war, Herrn Schukowsky, näher kennen und ihn, der uns

bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weiteren Ausdehnung seines poetischen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen denen welche nun auch ostwärts ihre Blicke wenden, und den Eigenthümlichkeiten der slavischen Dichtkunst ihre Aufmerksamkeit schenken, dürfen wir diese beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

Böhmische Poesie.

Da wir hoffen daß wahre Freunde der allgemeineren Literatur oben belobte Recension der serbischen Gedichte nachsehen und sich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen anderer slavischen Sprachen unserer Aufmerksamkeit gleichfalls höchst würdig sind: so dürfen wir die ernste Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen hiedurch wohl dringend ersuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatschrift, wovon zwey Hefte vor uns liegen, die Mittheilung böhmischer Gedichte, und zwar der uralten sowohl als ihrer Nachbildungen, nicht weniger was in den neusten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichst fortzusetzen. Es wird dieß das sicherste Mittel seyn sich mit dem größern deutschen Publicum zu verbinden, indem, was das übrige betrifft, man zunächst für das Vaterland zu arbeiten bemüht ist.

Die Entdeckung der Königingrätzer Handschrift, die uns ganz unschätzbare Reste der ältesten Zeit bekannt machte, gibt Hoffnung daß dergleichen sich mehr auffinden werden, um deren Mittheilung wir um so dringender

bitten, als ſich in dem Volksgeſang von ſolchen vorchriſtlichen und erſtchriſtlichen Aeußerungen einer halb rohen und doch ſchon den zarteſten Gefühlen offenen Nation nichts erhalten haben möchte. Indeſſen danken wir für die Bruchſtücke aus dem epiſchen Gedichte Wlaſta von Carl Egon Ebert, nicht weniger für Horimir und ſein Roß Semik von Profeſſor Anton Müller.

Einigen der in deutſcher Ueberſetzung ſchon ſo wohlklingenden Sonette von Kollar wünſchten wir auch wohl einmal das böhmiſche Original zur Seite beigefügt zu ſehen. Dieß würde jenen Wunſch, die ſlaviſche Sprachkunde auch in die deutſche Literatur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

Amazonen in Böhmen.

Die über kriegeriſche Frauen in Böhmen mir öfters zugegangenen allgemeinen fabelhaften Nachrichten umſtändlicher zu erforſchen und den Gedichts- und Geſchichtsfreunden näher zu bringen, habe ich mir folgendes vergegenwärtigt: Libuſſa mit ihren zwey Schweſtern, ſie, die jüngſte als Königin, die andern beiden als bedeutend im Staate, ſcheinen den Grund zu einem Weiberregiment gelegt zu haben, indem ſie ſich des günſtigen Vorurtheils für die geiſtigen Vorzüge ihres Geſchlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beſchwichtigen wußten.

Dieſes Uebergewicht war zu groß, ſo daß rohere, derbere Männer, zuletzt ungeduldig, die Königin ſich zu verheirathen nöthigten, wodurch aber jene Gynäkokratie keineswegs aufgehoben ward, ſondern ſich vielmehr, zur Oppoſition genöthigt, befeſtigte.

Hier mögen nun die von Frauen beſetzten feſten Plätze den Nachbarn ſehr unbequem geweſen ſeyn, und ſo

lange Krieg und Streit gewaltet haben, bis endlich die Mannskraft ſich wieder in ihre Rechte eingeſetzt.

Freilich gründen ſich dieſe Gedanken nur auf eine Chronikenlegende, und wir wollen ihnen nicht mehr Werth geben, als inſofern alles was ſich auf Sagen gründet doch immer einige Achtung verdient.

Cours de Littérature grecque moderne

par J. Rizo-Neroulos.

Genève 1827.

Wer dieſe wichtige Schrift in die Hand nimmt und ſich daraus gründlich und ſchnell zu belehren wünſcht, der fange ſogleich unten auf S. 67 zu leſen an und fahre fort bis zum Abſchnitt auf der 87ſten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfaſſer auf dieſen wenigen Blättern vortrug; hat er geahnet und durch eignen Geiſt vervollſtändigt, was nicht geſagt, aber deutlich genug angedeutet iſt; ſo wird er den Schlüſſel zu dem übrigen Werke und zu allem, was ſonſt über neugriechiſche Literatur zu ſagen iſt, ſich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unſrer Weiſe davon verſuchen, mit Ernſt und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantiniſchen Kaiſerthums zurück, ſo erſtaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Conſtantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron ſehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenſtab über dem Scepter; wir ſehen Glauben und Lehre, Meinung

und Rede überall, über alles herrschen. Denn nicht allein die Geistlichkeit, sondern die ganze christliche Welt hatte von den letzten heidnischen Sophisten Lust und Leidenschaft überkommen, mit Worten statt Handlungen zu gebaren, und statt umgekehrt das Wort in That zu verwandeln, Wort und Redensweise zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des östlichen Reiches daher entsprungen, welche Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, ist den Geschichtskundigen nur allzudeutlich; wir aber sprechen dieses nur mit wenigen Worten aus, um schnell zum Anschauen zu bringen: wie die priesterliche Gewalt sich durchaus den Majestätsrechten gleichzustellen gewußt. Als nun in spätcrer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptstadt überwältigten, fand der neue Herrscher ein großes Volk vor sich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das sich auch nicht sogleich bekehren ließ. Unterthan sollten sie bleiben, Knechte sollten sie werden, aber durch welche Macht waren sie zusammenzuhalten und als Einheit zu fesseln?

Da fand man denn gerathen, die alte geistliche Majestät in ihren Formen bestehen zu lassen, um, indem man auch sie unterjochte, der Menge desto gewisser zu seyn. Ließ man aber dem geistlichen Oberhaupt auch nur einen Theil seiner ehemaligen Vorzüge, so waren es noch immer überschwengliche Vortheile,

gränzenlose Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine bestehende Synode wurden Patriarchen und Erzbischöfe gewählt, die letzteren auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Pascha durfte sich in geistliche Händel mischen, noch sie vor seine Gerichtsstelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was sonst noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt sterbenden Geistlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abscheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählich auch die Geister wehrlos zu machen. Die einzeln stehenden Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, alle Schulen geschlossen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöster hatte man bestehen lassen, da denn die Mönche, nach ächt orientaler Weise, sich ihrer Kirchen und Capellen bedienten, um Kinder zu versammeln, sie bei gottesdienstlichen Ceremonien mit assistiren zu lassen, ihnen bei dieser Gelegenheit durch Katechisation das Nöthige beizubringen und dadurch Religion und Cultus im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß schon in der alten byzantinischen Verfassung der Patriarch nicht allein von religiosen Männern, von Priestern und Mönchen umgeben gewesen, sondern daß er auch einen Kreis, einen Hofstaat von Weltgeist-

lichen um sich versammelt gesehen, welche mit ihren Familien — denn verheirathet war ja der Priester, um so mehr der ihm verwandte Laie — von undenklichen Zeiten her, einen wahren Adel bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würde-Stellen einnahmen, deren griechischer Weise zusammengesetzte, vielsylbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Kaste, wie man sie wohl nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitzthümer aller Klöster, die Aufsicht darüber, so wie über deren Haushalt, war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenen Besitz bei dem Untergange des griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angebornen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald an's Ende der Stadt, in eine geringe unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich

eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahe gelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich anfangs, gegen ihre früheren Zustände, gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwey Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistreiche, Denkende, Unterrichtete, Umsichtige, Rührige über denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von dergleichen Wirksamkeiten keine sich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte seit dem ersten Augenblicke des großen Unglücks und dem ersten Gnadenblick einer dem tyrannischen Ueberwinder abgenöthigten Gunst alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Corporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenstuhles, lassen sich abgesondert von ihm nicht denken, und sie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung desto eifriger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geistlichkeit, als Abkömmlinge

der letzten Literatoren und Sophisten des Heidenthums, alle Ursache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wissenschaftliche bei sich zu erhalten und auszubilden; so werden diese Laien gewiß nicht zurückgeblieben seyn, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das was von Unterricht irgend noch möglich war, mitzuwirken gesucht, und sich selbst, um einer solchen Oberaufsicht werth zu seyn, in solchen Kenntnissen ausgebildet haben, welche sie von andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geistlichkeit hielt fest an der Würde der altgriechischen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um so fester als sie ihre Würde gegen die betriebsame Menge verwahren mußte, die seit geraumer Zeit, besonders aber seit dem abendländischen Einfluß, unter den Kreuzfahrern, Venetianern und Genuesen, sich den stammelnden Kinderdialekt der abendländischen Sprachen, und statt herrlicher, geistreicher Formung und Beugung, nur Partikeln und Auxiliarien gleichsam stotternd hatte gefallen lassen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengsal entstellte Sprache wieder herzustellen bemüht ist, so streng und zudringlich verfahren, wie sollten diejenigen, welche ein reines Alt-Herkömmliches zu bewachen haben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt seyn?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von

Gütern beſchäftigten Weltgeiſtlichen waren dagegen genöthigt ſich mit dem Volke abzugeben; ſie mußten ſeine Sprache ſprechen, wenn ſie beſſern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verſchmähen, wodurch ein ſolcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach ſich verbreitenden Schulunterrichts, den ſie von dem Hauptſitze aus zu beleben hatten, eine Wirkſamkeit die über den Archipel bis zum Berg Athos, nach Lariſſa und Theſſalien hinreichte: ſo wird man folgern, daß ſie überall mit allen Nationen zuſammentreffend in fremden Sprachen ſich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Intereſſe Theil zu nehmen hatten.

Der Geſchichtskundige wird dieſem ſtillen, gewiſſermaßen geheimen Gang durch zwey Jahrhunderte zu folgen wiſſen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieſes niedergebeugte Geſchlecht, dieſe von einem abgelegenen Quartier benamſeten Fanarioten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünſtigt, an den erſten Stellen des Reichs, als Dolmetſcher der Pforte, ja als Fürſten der Moldau und Wallachey hervortreten.

Hier nun glauben wir unſerer Einleitung, nach oben ausgeſprochener Abſicht, genug gethan zu haben und dürfen wohl dem Leſer auf Seite 23 deuten, wo er die drey Epochen der neugriechiſchen Literatur angezeigt und ſodann ausgeführt zu finden hat. Die erſte, von 1700

bis 1750, bezeichnet ſogleich entſchiedenere Schritte zu einer freieren Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbeſſerte das Geſchick der Nation in hohem Grad. Unter ſolchem Schutz und Leitung fing ein friſches Licht ſich an zu verbreiten, und man ſuchte beſonders das Altgriechiſche gründlich und reiner zu ſtudiren.

Die zweyte Periode von 1750—1800 zeichnet ſich beſonders aus durch Einführung europäiſcher wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe. Man überſetzte eine Menge fremder Werke, der Wiſſenſchaft, der Geſchichte, der Philoſophie angehörig; die Schulen vervielfältigten ſich, mehrere derſelben verwandelten ſich in Lyceen und Univerſitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa ſtudirt, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geſchäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieſer Zeitraum als den Wiſſenſchaften gewidmet erſcheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, iſt ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philoſophiſche Richtung, beſonders aber ſtudirte man die Sprache, die überlieferte ſowohl als die lebendige, methodiſcher und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten geſinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweiſung, und das Leſen der alten Schriftſteller gab Gelegenheit große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korai's vorzüglich,

und alles war bemüht die Nation eines Platzes unter den civiliſirten Europa's würdig zu machen.

Gar mannichfaltige Betrachtungen werden ſich dem Leſenden dabei aufdrängen, und wir behalten uns vor auch die unſrigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Beſten der Griechen ſich nun um ihre neue Leuchte, um den edeln Gouverneur verſammeln, daß die Unterrichteten, Weiſen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, beſonders aber die Geiſtlichen mit rein-menſchlich-apoſtoliſchem Einfluß in ſeine Plane, in ſeine Ueberzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höheren Sinne, nach dem Wunſche der ganzen Chriſtenheit ſich erweiſen und betragen mögen.

Eben als wir in Begriff ſind, Vorſtehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir, durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Chriſtian Müller zu Genf, die Ueberſetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgerathen, wie ſich's von einem ſo vorzüglichen Literator denken läßt.

Da ich ſo viel Antheil an dem Original genommen, ſo war nichts natürlicher als daß ich mich ſogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorſtehendem Aufſatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfaſſer ſonſt günſtig geſinnte Ueberſetzer Seite 72 und 77 in beigefügten Noten, auf einmal als deſſen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren

Herkommen und Wirkung wir hiſtoriſch zu entwickeln getrachtet, feindſelig behandelt.

Widerſpruch gegen meine Ueberzeugung iſt mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne beſondere Bemühung erfahre wie andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweiſe im mindeſten abzuweichen genöthigt werde.

Und ſo geſtehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie Jacovaky Rizo-Neroulos, der ſich noch jetzt ehemaligen Premier-Miniſter der griechiſchen Hospodare in der Moldau und Wallachey nennt und unterſchreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zuſtande ſah, wie er als Vortragender, Vorleſender, Belehrender genöthigt iſt, ſeine Darſtellung unmethodiſch zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verſtändniß beruht, als Parentheſe zu geben; wie er ſich in dem unglücklichen Fall befindet vor Zuhörern, die ſich Freunde nennen, ſeinem Adel zu entſagen, ſeine fürſtlichen Vorfahren zu verläugnen, die langjährigen edeln, ſtillen und öffentlichen Einwirkungen ſeines Geſchlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihr Märtyrerthum als eines gleichgültigen Geſchicks zu gedenken, und die ſtillen Thränen die er ihrem Grabe zollt vor ſeinen Zuhörern beſchämt zu verbergen. Dieſe jammervollen Zuſtände, die wir aus dem Original ſchon herausahneten, werden durch die Noten des werthen Ueberſetzers ganz offenbar. Denn der wackere Neroulos mußte ange-

sichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier gedruckt aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus obwalteten; daß man an ihm den Geruch einer abgeschiedenen Fürstlichkeit kaum erträglich fand; ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an seine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter solchen Umständen dem edlen Mann nur ein Wort durch den „Zaun der Zähne" durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten, auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer hohen Domcapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmekiden, die Fanarioten

von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogon jener Verhältnisse, wie solches in einem jeden großen Reiche sich nothwendig bilden muß.

Erinnert man sich der, bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannichfaltigen Verhältnisse, an die Intriguen, die Bestechungen, das Hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abspannen der Stimmen und Zusagen, so wird man denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz, Recht und Einfluß ihrer Kaste, unter einem despotischen Oberhaupte, zu sichern alle Ursache hatten, gar wohl verzeihen, sich derjenigen Künste bedient zu haben, welche durchaus der klugen und selbstsüchtigen Menschheit, ohne tadelnswerth zu seyn, jederzeit angehörten.

Indessen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlassen, kommen uns die Aeußerungen eines reisenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im Stillen vorbereiteten Explosion, jene um den Patriarchen von Constantinopel noch immer versammelte hohe Aristokratie auf der Insel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, besuchte, wo auch unser Rizo noch, den Be-

ginn der großen Epoche erwartend und vorausſehend, ſcheinbar mit Alterthümern ſich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, ſcharfem Blick jene Zuſtände durchſchaute. Wir ſetzen die hierher ſich beziehende Stelle, deren Laconismus kaum zu verſtehen, unmöglich aber zu überſetzen wäre, im Original hier bei und laſſen eine Paraphraſe derſelben als Entwickelung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été long-tems signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres byzantins: cette accusation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le tems et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aïeux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever malgré tant d'obstacles, le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man schon längst als Erben aller Laster ihrer byzantinischen Vorfahren angeklagt, auch diese Beschuldigung zuversichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wie sollten aber auch die Griechen überhaupt jene schönen edlen Eigenschaften, weßhalb ihre freien Urväter so hoch geschätzt sind, durch eine Reihe höchst bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, bei'm Verfall des morgenländischen Kaiserthums den Einflüssen eines verdorbenen Hofes, theologisch verworrener Parteyungen, einer eigensinnig willkürlichen Gesetzgebung widerstehen? mußten sie nicht, in diese Verworrenheiten verschlungen, alle Freiheit des Geistes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

„Unter einem solchen, durch türkische Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete sich in dem griechischen Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schiefblick in sittlichen Dingen, woraus sich denn bei fortdauernder Sklaverey eine gewohnt-hinterlistige Zweydeutigkeit entwickelte, welche dem Fremden bei'm ersten Antritt auffällt.

„Diese Laster und Mängel können nicht augenblicklich verschwinden und nur das edelste Beginnen, die gewaltsamsten Zuckungen konnten so alt herkömmliche Verwöhnungen besiegen und dem erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufschwung nach dem Bessern hin verleihen."

Leu

Leukothea,

von Dr. Carl Iken.

Leipzig 1827. 2 Bände.

Dieſes Werk wird einem Jeden der ſich mit den helleniſchen Angelegenheiten näher beſchäftigt willkommen und brauchbar ſeyn. Aus dem Neugriechiſchen überſetzte Briefe über die Zeitereigniſſe bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, umſtändlich ausgelegt wird. Man kann daher dieſes Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectaneen betrachten, woran man ſich vielſeitig unterrichten wird.

Der meiſte Stoff iſt aus franzöſiſchen und engliſchen Werken zuſammengetragen: ein Verzeichniß neugriechiſcher Schriftſteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt, und das Ganze durch den Verſuch eines Perſonen-, Sachen- und Wörter-Verzeichniſſes zugänglicher gemacht.

Aus dem Geſagten erhellt nun ſchon, daß man dieſe ſämmtlichen Materialien mit Vorſicht und Kritik zu brauchen habe, indem ſie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten ſind, dem man nicht zumuthen kann, ſeinen Leiblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechiſche Volkslieder,

herausgegeben von Kind.

Grimma 1827.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Proſodie des Neugriechiſchen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen ſodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetiſcher Ordnung folgen.

Ein ſehr willkommenes brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorſchritt in den Kenntniſſen der Verdienſte neugriechiſcher Nationalpoeſie thun. Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu ſichten haben, was denn eigentlich an dieſen Gedichten das Schätzenswerthe ſey? Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten nur gute und grundwürdige Poeſien hervorzubringen. Und ſo möchte denn auch mancher dieſer Geſänge einen patriotiſch-hiſtoriſchen Werth haben, ohne wegen des poetiſchen hervorgezogen zu werden.

Ich verſuche nun ob mir gelingen möchte zu den von mir überſetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt ſchon ausſprechen: daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten, das ſich an dichteriſchem Werth dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt ſich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders iſt es mit jenem Falle beſchaffen, wo der Adler das Haupt eines Klephten davongetragen hat, und mit demſelben eh' er es aufſpeiſ't eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterſcheidendes in den Vorfällen, um der Einbildungskraft wirkliche Geſtalten und Thaten vorführen zu können.

Dainos,

von Rhesa.

1825.

Durch dieſe Sammlung iſt abermals einer meiner Wünſche erfüllt. Schon Herder liebte die Lettiſchen Volkslieder gar ſehr; in mein kleines Drama: Die Fiſcherin, ſind einige von ſeinen Ueberſetzungen gefloſſen. Außerdem liegt bereits ſeit mehreren Jahren eine ſtarke Sammlung ſolcher wohlverdeutſchten Gedichte bei mir, die ich, wie ſo manches andere in Hoffnung deſſen was gegenwärtig geſchieht, im Stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von litthauiſchen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung gibt der Sammler wünſchenswerthe Aufſchlüſſe über Inhalt und Rhythmus; auch theilt er Notizen über jene Literatur mit, und drückt ſich im allgemeinen über dieſe Dichtart folgendermaßen aus: „Die litthauiſchen Volkslieder Dainos ſind größ-

tentheils erotiſcher Gattung; ſie beſingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, ſchildern das Glück des häuslichen Lebens und ſtellen die zarten Verhältniſſe zwiſchen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchſt einfache Weiſe vor Augen. In dieſer Hinſicht bildet die ganze Sammlung gleichſam einen Cyclus der Liebe von ihrer erſten Veranlaſſung, durch die verſchiedenſten Abſtufungen bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben.

„Eine ernſte Wehmuth, eine ſanfte Melancholie verbreitet über dieſe Lieder einen ſehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe iſt hier nicht eine ausſchweifende Leidenſchaft, ſondern jene ernſte, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menſchen anläßt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieſer wundervollen Seelenneigung liegt.“

Die Ueberſetzung ſo wie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen ſind ſchätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtſchaft wären aufgeſtellt worden: vom Spinnermädchen und Webermädchen, durch Natürliches und Phantaſtiſches, bis zu Krieg und Kriegsgeſchrei. Wie ſie jetzt unter einander ſtehen, zerſtreuen ſie Gefühl und Einbildungskraft und zerſtören zuletzt beide, weil Senſation aller Art ſich doch am Ende nach einer gewiſſen Einheit zurückſehnen.

Als merkwürdig würde man ſodann gefunden haben,

daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken ſey, daß man jemals darauf ſittlich und dichteriſch aufgemerkt. Die Mädchen, ſogleich wie ſie erſcheinen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde ſteigen.

Da es ſo viele Rubriken gibt, unter welche man die Gedichte vertheilt, ſo möcht' ich dieſe mit dem Namen Zuſtandsgedichte bezeichnen; denn ſie drücken die Gefühle in einem gewiſſen entſchiedenen Zuſtande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft waltet in denſelben; das Gemüth ſchwebt elegiſch über dem beſchränkteſten Raum.

Und ſo ſind denn dieſe Lieder anzuſehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur, und alſo der Poeſie, viel näher iſt als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe iſt viel häufiger als man glaubt; ob aber einer wirklich ein Dichter ſey, ſieht man am ſicherſten bei Gelegenheits- und ſolchen Zuſtands-Gedichten: das erſte faßt einen vorübergehenden Zeitmoment glücklich auf, das andere beſchränkt ſich mit zarter Neigung in einen engen Raum und ſpielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man ſich unauflöslich beſchränkt ſieht.

Beide nehmen ihren Werth von dem prägnanten Stoff, den ſie ergreifen, dem ſie ſich widmen und ver-

langen von ihren Fähigkeiten nicht mehr als ſie leiſten können.

Daß der Herausgeber ſich mit einſichtiger Wahl auf die Hälfte der in ſeinem Beſitz befindlichen Lieder beſchränkt hat, iſt ſehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der ächten Literatur machen, ſo müſſen ſie mit Maß und Ziel vorgelegt werden. Iſt die Gelegenheit, iſt der Zuſtand erſchöpft, ſo begnüge man ſich in dieſem Kreiſe, wie der Sammler hier ſehr löblich gethan hat.

Es kommt mir, bei ſtiller Betrachtung, ſehr oft wunderſam vor, daß man die Volkslieder ſo ſehr anſtaunt und ſie ſo hoch erhebt. Es gibt nur eine Poeſie, die ächte, wahre; alles Andere iſt nur Annäherung und Schein. Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben, als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder ſeinen Zuſtand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachſten Verhältniſſe die größten Vortheile; daher denn auch die höheru, gebildeten Stände meiſtens wieder, inſofern ſie ſich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufſuchen.

Spaniſche Romanzen,

überſetzt von Beauregard Pandin.

Sie wurden mir zuerſt durch des Geſellſchafters November-Heft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten ſind ſämmtlich humoriſtiſchen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um ſo mehr ergötzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenſtänden beſchäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeſchrieben.

Man ſpricht ſo oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man ſich dabei denken ſoll. Gewöhnlich ſtellt man ſich vor, es ſey ein Gedicht aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Maſſe hervorgetreten; denn da das poetiſche Talent durch die ganze menſchliche Natur durchgeht, ſo kann es ſich überall manifeſtiren und alſo auch auf der unterſten Stufe der Bildung. Hievon iſt ſo öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig ſeyn dürfte.

Nun

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sey dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen, und wo nicht den ganzen Charakter doch gewisse Haupt- und Grund-Züge desselben glücklich darstellen.

Verziehen sey es mir, daß ich, nach deutscher und nordischer Weise, etwas aushole und mich folgendermaßen erkläre:

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sey auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigter wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee wie sie unmittelbar in die Erscheinung, in's Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterey gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestirt, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir

hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unſerer Rubrik.

Indem die Idee als phantaſtiſch erſcheint, hat ſie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantaſtiſche, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, ſondern lächerlich wird, weil es komiſche Verhältniſſe veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zuſagen. Ich müßte mich beſinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutſchen in dieſer Art gelungen wäre, das Mißlungene wird ſich jeder Einſichtige ſelbſt vorzählen; das Höchſtgelungene dieſer Art iſt Don Quixote von Cervantes. Das was im höheren Sinne daran zu mißbilligen ſeyn möchte, verantworte der Spanier ſelbſt.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des ſpaniſchen Volkes, die freilich ſchon ein hohes Dichtertalent vorausſetzen, leben und ſchweben durchaus zwiſchen zwey Elementen, die ſich zu vereinigen trachten und ſich ewig abſtoßen, das Erhabene und das Gemeine, ſo daß derjenige, der auch darin weſt und wirkt, ſich immer gequetſcht findet; die Quetſchung aber iſt hier nie tragiſch, nie tödtlich, ſondern man muß am Ende lächeln und man wünſchte ſich nur einen ſolchen Humor, um dergleichen zu ſingen oder ſingen zu hören.

Kurz nachdem dieſes niedergeſchrieben, erhielt ich nun das Heft ſelbſt, in welchem noch mehr dergleichen,

wie ich sie nennen will eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa neun, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämmtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf: beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen gränzen durchaus an's Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis in's Absurde, ohne deßhalb den erhabenen Ursprung zu verläugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie, sie hat sogleich etwas Schelmisches neben dem Großen und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittleren sind ernst und bewegen sich in leidenschaftlichen, gefährlichen Regionen; aber, entweder durch irgend eine Vermittlung, und, wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab, werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Chineſiſches.

Nachſtehende, aus einem chreſtomathiſch-biographiſchen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert ſchöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen, geben uns die Ueberzeugung, daß es ſich trotz aller Beſchränkungen, in dieſem ſonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten laſſe.

Fräulein See-Yaou-Hing.

Sie war ſchön, beſaß poetiſches Talent, man bewunderte ſie als die leichteſte Tänzerin. Ein Verehrer drückte ſich hierüber poetiſch folgendermaßen aus:

Du tanzest leicht bei Pfirsich-Flor
Am luftigen Frühlings-Ort:
Der Wind, stellt man den Schirm nicht vor,
Bläs't euch zusammen fort.

Auf Wasserlilien hüpftest du
Wohl hin den bunten Teich,
Dein winziger Fuſs, dein zarter Schuh
Sind selbst der Lilie gleich.

Die andern binden Fuſs für Fuſs,
Und wenn sie ruhig stehn
Gelingt wohl noch ein holder Gruſs,
Doch können sie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeſchuhten Füßchen ſchreibt ſich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldene Lilien genannt werden; auch ſoll dieſer ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuſchließen, um ihr ähnlich wo nicht gleich zu werden. Dieſer Gebrauch, ſagen ſie, ſey nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaiſers Min, reich an Schönheit und geiſtigen Verdienſten und deßhalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin ſie verdrängt hatte, war ihr ein beſonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürſten dem Kaiſer große Geſchenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und ſchickte ihr alles zu. Sie ſendete dem Kaiſer die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du sendest Schätze mich zu schmücken!
Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiſs ich nicht mehr was ziert und schmückt.

Fräulein Fung-Sean-Ling.

Den Kaiſer auf einen Kriegszug begleitend, ward ſie nach deſſen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrſchers geſellt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei geſelligem Abendroth,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!
Als ſie, ſich begleitend, ſang,
Und ihr eine Saite ſprang,
Fuhr ſie fort mit edler Miene!
Haltet mich nicht froh und frei;
Ob mein Herz geſprungen ſey —
Schaut nur auf die Mandoline.

Kae-Yven.

Eine Dienerin im Palaſte. Als die kaiſerlichen Truppen im ſtrengen Winter an der Gränze ſtanden um die Rebellen zu bekriegen, ſandte der Kaiſer einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem ſelbſt gemacht war. Ein Soldat fand in ſeiner Rocktaſche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Gränze zu beſtrafen
Fechtest wacker, aber Nachts zu ſchlafen
Hindert dich die ſtrenge Kälte beiſsig.
Dieses Kriegerkleid ich näht' es fleiſsig

Wenn ich schon nicht weiſs wer's tragen sollte;
Doppelt hab' ich es wattirt und sorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zusammen finden,
Mög' ein Zustand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit das Blatt ſeinem Officier vorzuzeigen, es machte groſses Aufſehen und gelangte vor den Kaiſer. Dieſer verfügte ſogleich eine ſtrenge Unterſuchung in dem Harem: wer es auch geſchrieben habe, ſolle es nicht verläugnen. Da trat denn Eine hervor und ſagte: ich bin's, und habe zehntauſend Tode verdient. Der Kaiſer Yuen-tsung erbarmte ſich ihrer und verheirathete ſie mit dem Soldaten der das Gedicht gefunden hatte; wobei Seine Majeſtät humoriſtiſch bemerkte: „haben uns denn doch hier zuſammen gefunden!" Worauf ſie verſetzte:

Der Kaiser schafft, bei ihm ist alles fertig,
Zum Wohl der Seinen, Künftiges gegenwärtig.

Hierdurch nun iſt der Name Hae-Yven unter den chineſiſchen Dichterinnen aufbewahrt worden.